

Die Hurreler

Gedächtnis-Seite

Ein Dorf erinnert an seine verstorbenen Bewohner



Historisches Postkarten-Motiv: Links die Dorfschule, rechts der Gasthof von Carl und Bertha Busch

(Urheber unbekannt, Startseite von www.hurreler.com)

Präsentiert vom Dorfverein Hurrel

Inhaltsverzeichnis

Wozu diese Webseite?	Seite 3
Zwölf Hurreler Leben – ein Spiegelbild für Millionen andere	Seite 5
Biographie Bernhard Wiedau	Seite 9
Biographie Adele Schweers	Seite 13
Biographie Martha Wachtendorf	Seite 21
Biographie Heino Stöver	Seite 28
Biographie Grete Birth	Seite 32
Biographie Anna Tönjes	Seite 51
Biographie Georg Rüdebusch	Seite 56
Biographie Karl Barkemeyer	Seite 59
Biographie Friedrich Schwarting	Seite 66
Biographie Bertha Busch	Seite 72
Biographie Karla Mehrings	Seite 80
Biographie Werner Ganteföhr	Seite 87
Hurrel – die andere (dunkle) Seite	Seite 93
Medien-Echo	Seite 97
Impressum	Seite 98

Wozu diese Webseite?

„Jeder Mensch lebt zweimal: das erste Mal in der Wirklichkeit, das zweite Mal in der Erinnerung.“

[Honoré de Balzac](#) (1799 – 1850)

Das Internet vergisst nicht – mit diesem Spruch ist schnell zur Hand, wer seine Mitmenschen vor den Gefahren des World Wide Web warnen will. Bei Jugendlichen, die ihre im Smartphone eingebaute Kamera bei Schritt und Tritt auf alles richten, was sie selbst und ihre Party-Gemeinde gerade unternehmen, mag diese Warnung durchaus angebracht sein.

Doch es gibt auch einen Bereich, in dem die vermeintliche Schwäche – das Nichtvergessen – zur Stärke wird. Wir lesen täglich davon in Todesanzeigen. „Tot ist nur, wer vergessen wird“, heißt es dort zum Beispiel ein ums andere Mal, angelehnt an einen Ausspruch des Philosophen [Immanuel Kant](#). Und dem Internet-Portal [Abschiedstrauer.de](#) zufolge lautet in Deutschland die beliebteste Nachruf-Überschrift wie folgt: „Und immer sind da Spuren deines Lebens, Gedanken, Bilder und Augenblicke. Sie werden uns an dich erinnern, uns glücklich und traurig machen und dich nie vergessen lassen.“

Doch nicht nur den Hinterbliebenen spendet die Erinnerung an einen verstorbenen Menschen Trost. „Ich habe einen Horror vor dem Tod“, schrieb einmal die amerikanische Dichterin [Emily Dickinson](#) und erläuterte auch sogleich warum: „Die Toten sind so schnell vergessen. Aber nach meinem Tod muss man sich einfach an mich erinnern.“

Nicht vergessen zu werden ist also etwas Gutes – und wenn uns das Internet dabei helfen kann, umso besser. Das ist der Grundgedanke, der hinter dieser Webseite steht. Strenggenommen müsste es diesem Gedanken folgend eine Art Wikipedia für Verstorbene geben – damit die Welt in der gleichnamigen Enzyklopädie nicht nur etwas über Immanuel Kant, Emily Dickson und sonstige Prominente ihrer jeweiligen Epoche

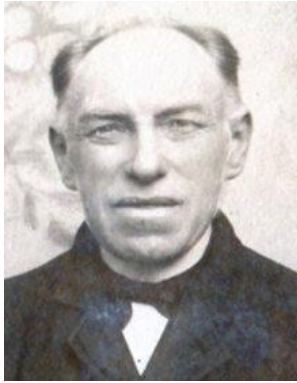
erfährt, sondern auch über alle anderen Menschen, die jemals auf dieser Erde gelebt haben.

Eine kaum lösbare Aufgabe, gewiss. Doch was hindert uns daran, diese Idee herunter zu brechen auf eine überschaubarere Ebene? Auf die eigene Familie oder einen konkret benannten Kreis von Personen, die etwas Gemeinsames verbindet? Der Fantasie sind da keine Grenzen gesetzt: Das kann ein bestimmter Verein sein, eine einmal besuchte Schule – oder eben ein Ort, in dem man einen mehr oder weniger großen Teil seines Lebens verbracht hat.

Der Ort, an dessen verstorbene Einwohner diese Webseite (erreichbar unter www.hurreler.com) erinnern möchte, ist das Dorf [Hurrel](#), ein Ortsteil der zwischen [Oldenburg](#) und [Bremen](#) gelegenen Gemeinde [Hude](#). Allen dort jemals sesshaft gewesenen Menschen Gesicht, Gestalt und eine Biografie zu geben, wird sich dabei aus naheliegenden Gründen nicht verwirklichen lassen: Schließlich wurde Hurrel bereits im Jahre 1428 zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Dem Oldenburger Heimatforscher [Walter Janßen-Holldiek](#) (1913 – 2009) zufolge deuten Grabhügel sogar bereits auf eine Besiedlung während der [Mittleren und Späten Bronzezeit](#) hin. Möglichst viele Hurreler vom Spätmittelalter bis zur Neuzeit vor dem Vergessenwerden zu bewahren, bleibt dennoch der Anspruch, an dem sich die für die Gestaltung dieser Seite Verantwortlichen messen lassen wollen. Heute, aber auch noch in 25, 50 oder 100 Jahren.

[Startseite](#)[Personenregister](#)[Impressum](#)[Rückmeldung](#)[Presse/Fernsehen](#)[Neue Beiträge](#)[Wozu diese Webseite?](#)[Darf der das?](#)[Hurrel, ein Dorf am Geestrand](#)[Hurrel – die andere \(dunkle\) Seite](#)[Aktuelle Geburts- und Todestage](#)[Wer kann helfen?](#)[Danksagung](#)

Zwölf Hurreler Leben – ein Spiegelbild für Millionen andere



Bernhard Wiedau



Adele Schweers



Martha Wachtendorf



Heino Stöver



Grete Birth



Anna Tönjes



Georg Rüdebusch



Karl Barkemeyer



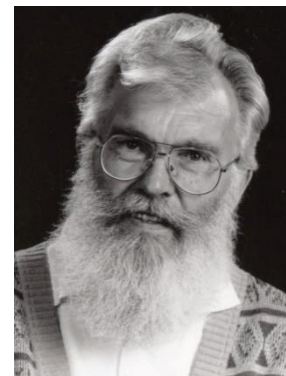
Friedrich Schwarting



Bertha Busch



Karla Mehrings



Werner Ganteföhr

Die Arbeit an der Hurreler Gedächtnis-Seite ist ein dynamischer Prozess, ständig kommen neue Texte hinzu. Zum Start im März 2016 waren 50 Biographien ehemaliger Hurreler online abrufbar, im Oktober 2016 dann 100 und Mitte 2021 bereits mehr als 450. Wer sich da einen ersten Überblick verschaffen möchte, hat es natürlich nicht leicht – schon gar nicht als Außenstehender. Doch auch für Besucher der Seite ohne Hurreler Wurzeln gibt es einiges zu entdecken. Zum einen, weil viele Biographien im wahrsten Sinne des Wortes das Leben spiegeln: Was die Hurreler erlebt haben, ist Millionen anderen Menschen derselben Generation so oder so ähnlich auch widerfahren. Zum anderen greift jede Biographie spannende und aus heutiger Sicht mitunter kurios anmutende Ereignisse auf, die außerhalb Hurrels Geschichte geschrieben haben.

Die für einen ersten Überblick ausgewählten zwölf Biographien spannen einen Bogen, der von 1856 bis 2013 reicht. Ins erstgenannte Jahr fällt die Geburt von **Bernhard Wiedau**: Er steht für all jene Hurreler, die nahezu ihr ganzes Leben im Dorf verbracht haben und dabei sehr alt geworden sind – in seinem Fall 97. Andere Beispiele sind Bernhards Tochter [Adele Brinkmann](#), sein Nachbar [Bernhard Haverkamp](#), [Frieda Barkemeyer](#), [Anna Schweers](#), [Anna von Seghern](#) und [Mathilde Spreen](#). **Adele Schweers**, 2003 kurz vor ihrem 90. Geburtstag verstorben, gehört ebenfalls dazu. Sie repräsentiert als [Kriegswitwe](#) aber noch eine weitere, gar nicht mal so kleine Gruppe ehemaliger Hurreler. Dasselbe Schicksal haben unter anderem [Martha Behmann](#), [Martha Broers-Krumland](#), [Hermine Hemme](#), [Adele Lückemeyer](#), [Frieda Martens](#), [Anni Meyer](#), [Anna Timmermann](#) und [Henny Tuschar](#) erlitten. Sowie **Martha Wachtendorf**, die zusammen mit [Erna Höpken](#), [Sophie Meyer](#) und einigen anderen wiederum für eine ganz besondere Gruppe steht: die jener jungen Frauen, die es nach dem [Ersten Weltkrieg](#) für mehrere Jahre als [Hollandgängerin](#) ins westliche Nachbarland verschlagen hat.

Die [Hurreler Gedenktafel für die Opfer der Weltkriege](#) umfasst insgesamt 41 Namen. Bis auf wenige Ausnahmen sind alle dazugehörigen Biographien auf der Hurreler Gedächtnis-Seite zu finden. Stellvertretend ist an dieser Stelle **Heino Stöver** genannt, der seit März 1945 als vermisst gilt. Einige Hurreler Kriegsoffer wie [Georg Haverkamp](#), [Diedrich Lüers](#) oder [Heinrich Schwarting](#) fehlen auf der Tafel, weil sie zum Zeitpunkt ihres gewaltsamen Todes Hurrel bereits verlassen und andernorts eine Familie gegründet hatten oder wie [Johann Hinrich Stolle](#) und [Johann Hinrich Barkemeyer](#) in einem ganz anderen Konflikt gestorben sind. Letzterer gehört mutmaßlich zu jenen jungen Männern

aus dem damaligen [Herzogtum Oldenburg](#), die 1812 gezwungenermaßen [Napoleon Bonaparte](#) auf seinem [Russlandfeldzug](#) begleiteten.

Zwar mit dem Leben davongekommen, aber natürlich ebenfalls Kriegsoffer sind all jene, die nach dem [Zweiten Weltkrieg](#) als [Heimatvertriebene](#) nach Hurrel gekommen sind. Zu diesem Kreis gehören neben [Grete Birth](#), deren Leidensweg besonders ausführlich dokumentiert ist, unter anderem Gretes Eltern [Minna](#) und [Wilhelm Fenske](#) sowie [Artur Braun](#), [Reinhard Braun](#), [Waltraud Claußen](#), [Frieda Härtig](#), [Willi Härtig](#), [Käthe Jung](#), [Anna Kulz](#) und [Heinz Stolle](#). Schon nach dem Ersten Weltkrieg ihre zuvor auserwählte Heimat verloren haben nebst sieben Kindern [Karl](#) und [Berta Franz](#) aus [Westpreußen](#) sowie [Leo Jung](#), der 1918 in [Deutsch-Ostafrika](#) von den Briten zunächst interniert und dann ausgewiesen wird.

Dass viele Hurreler früherer Generationen keineswegs an ihrer Scholle klebten, zeigt die zahlreiche Namen umfassende Liste der [Nordamerika-Auswanderer](#). [Anna Tönjes](#) gehört ebenso dazu wie Ehemann [Heinrich Tönjes](#), ihre Geschwister [Heinrich](#) und [Friedrich Wilkens](#), Schwägerin [Sophie Wilkens](#), [Johann Tönjes](#), [Heinrich Janzen](#), [Heinrich](#) und [Hermann Brockshus](#), [Clara](#) und [Heinrich Neuhaus](#) oder [Beta Mönnich](#). Etwas untypisch, aber ebenso erinnerungswert ist die Lebensgeschichte von [Claire Vèbre](#), die sich nach dem Ersten Weltkrieg allem Gerede von der „[Erbfeindschaft](#)“ zum Trotz der Liebe wegen in Frankreich niederlässt. Oder jene von [Walter Rüscher](#), der in den 1950er Jahren zur See fährt und dessen Spur sich 1961 im [Indischen Ozean](#) verliert.

Eine Gruppe, die in geschichtlichen Rückblicken fast immer zu kurz kommt, ist jene der über zahlreiche Generationen hinweg an [Tuberkulose](#) und anderen Krankheiten früh verstorbenen Kinder und Jugendlichen. Im Deutschland des 19. Jahrhunderts geht ihre Zahl in die Millionen. Auch für Hurrel ist diese Liste lang – bei weitem zu lang, um sie hier vollständig aufzuführen: [Georg Rüdebusch](#) ist nur ein Beispiel von vielen. Noch schneller vergessen werden zumeist behinderte Menschen – egal, ob sie wie [Werner Ahlers](#), [Heinrich Georg Schwarting](#) und [Gerd Wachtendorf](#) schon als Kind sterben oder wie [Karl Barkemeyer](#) erst wenige Jahre vor ihrem 80. Geburtstag. Das soll in Hurrel nicht passieren.

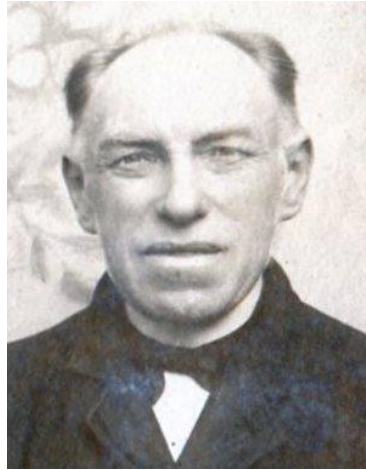
In früheren Generationen arbeiteten fast alle Hurreler in der Landwirtschaft. Eine – allerdings nur Männern zugängliche – Alternative war das [Evangelische Lehrerseminar](#) in Oldenburg, das [Friedrich Schwarting](#) wie einige Jahre

zuvor schon sein Bruder [Heinrich](#) von 1905 bis 1913 besuchte. Auch [Heinrich Wieting](#) und Johann Diedrich Mönnich, 1845 auf dem heutigen [Hof](#) von Werner und Christa Schnell geboren, entschieden sich für den Lehrerberuf. Dann gab es in Hurrel natürlich auch noch die Lehrer der 1897 eingerichteten [Dorfschule](#) wie Bernhard Schelling, Heino Schierenbeck oder August Meyer. Ihre Biographien warten jedoch noch darauf, geschrieben zu werden.

Schon einige Jahre länger als die längst geschlossene Schule existiert in Hurrel ein [Dorfgasthof](#), derzeit geführt von Hajo und Dagmar Mehrings. Wie es dort zu Anfang des 20. Jahrhunderts und in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zugeht, lässt sich beispielhaft aus den Biographien von [Bertha Busch](#) und [Karla Mehrings](#) herauslesen. So viel vorweg: Beide Frauen prägten das örtliche Leben über Jahrzehnte, und in puncto Einsatzbereitschaft standen sie ihren nach außen den Betrieb führenden Ehemännern [Carl Busch](#) und [Otto Mehrings](#) in nichts nach.

Eine relativ neue, aber in Zukunft vermutlich noch wachsende Gruppe stellen jene Hurreler dar, die über den Kauf eines [Resthofs](#) oder eines Wochenend-Hauses Teil der Dorfgemeinschaft wurden. Dazu gehören [Hans](#) und [Meta Meyer](#), aber auch der bekannte Agrarwissenschaftler [Karl Schimmelpfennig](#) und der 2013 verstorbene Künstler [Werner Ganteföhr](#).

Nach diesem kurzen Einführungs-Rundgang noch ein ganz praktischer Hinweis: Sämtliche rot oder blau markierten Stichworte dieser PDF-Präsentation sind über einen Link direkt mit der Hurreler Gedächtnis-Seite verbunden. Sollte der gerade zum Lesen verwendete Rechner mit dem Internet verbunden sein, reicht ein Klick, um direkt dort weiterzulesen. Zurück zum PDF geht es über das „X“ links oben in der Ecke der jeweils geöffneten Seite. Einfach mal ausprobieren ...



Bernhard Wiedau

25.03.1856 – 30.01.1954



Bernhard Wiedau – Biographie

Johann Bernhard Wiedau – Rufname Bernhard – wird am 25. März 1856 als siebtes Kind von **Hinrich Wiedau** und **Ahlke Margarete Wiedau** auf dem elterlichen **Hof** in Hurrel (heute: Heinz und Alke Brinkmann) geboren. Er ist der jüngere Bruder von **Anna Catharina Wiedau**, **Anna Gesine Barkemeyer**, **Meta Catharina Wiedau**, **Hinrich Wiedau**, **Ahrend Diedrich Wiedau** und **Hermann Wiedau** und der ältere Bruder von **Johann Diedrich Wiedau** und **Anna Adeline Schwarting**.

Am Tag nach Bernhards Geburt stirbt im **österreichisch-schlesischen** Kurort **Lindewiese** der Naturheiler **Johann Schroth**. Der Begründer der **Schrothkur** erliegt im Alter von nur 58 Jahren einem Herzleiden. Seine Heilmethoden haben bis heute Bestand – werden aber wie schon zu Schroths Lebzeiten von Medizinern und Ernährungswissenschaftlern immer wieder angezweifelt und attackiert. Der Legende nach entwickelt Schroth die Grundlagen seiner Kur, als er in jungen Jahren von einem Pferd so unglücklich getreten wird, dass sein rechtes Knie steif zu bleiben droht. Mehrere konsultierte Ärzte können nicht helfen, doch die von einem Mönch empfohlenen feuchten **Wickel** bringen schon bald eine deutliche Linderung. Parallel dazu beobachtet Schroth, dass sich Tiere bei Krankheit zurückziehen und so lange hungern, bis sie gesunden. Fortan predigt er, den eigenen Körper durch Schwitzen sowie den Wechsel von **Fasten** und normaler, aber sehr eiweißarmer Kost zu entgiften. Was im Falle von **Gicht** oder **Migräne** oft bemerkenswerte Erfolge zeitigt, andere Krankheiten wie **Tuberkulose** oder Leberstörungen jedoch durchaus auch verschlimmern kann.

Einen Achtungserfolg erzielt Schroth, als er 1850 **Prinz Wilhelm von Württemberg** behandelt. Der österreichische Adelige war in der **Schlacht bei Novara** von einer Kugel unterhalb der Kniescheibe getroffen worden, namhafte Ärzte sehen keinen anderen Ausweg als die Amputation. Schroth hingegen gelingt es innerhalb von vier Monaten, das Bein zu retten – bei voller Funktionstüchtigkeit. Zum Dank erteilt Wilhelm ihm die offizielle Erlaubnis, die Schrothkur als Naturheilverfahren anzuwenden. Das ermöglicht es Schroth wiederum, den 1829 in Lindewiese errichteten Kurbetrieb aufrechtzuerhalten und sogar auszubauen. Nach Schroths Tod führt dessen Sohn Emanuel die Klinik weiter.

Anders als im damaligen **Kaisertum Österreich**, wo Lindewiese bald einen sehr guten Ruf als Kurort genießt, dürften Schroths Methoden Mitte des 19.

Jahrhunderts im Großherzogtum Oldenburg und damit in Hurrel kaum bekannt sein. In Bernhards Familie hätten sie vermutlich auch keinen großen Nutzen gestiftet, denn das zentrale Problem dort ist – wie fast überall in den deutschen Fürstentümern – die hohe Kindersterblichkeit. Drei seiner älteren Geschwister (Anna Catharina, Ahrend Diedrich und Hermann) lernt Bernhard nie kennen, sie kommen wie auch der jüngere Bruder Johann Diedrich nicht über das Säuglingsalter hinaus. Mutter Ahlke Margarete stirbt ebenfalls sehr früh: Als sie im Januar 1862 zu Grabe getragen wird, ist Bernhard gerade einmal fünf Jahre alt.

Die Volksschule besucht Bernhard wie alle Hurreler Kinder seiner Generation in Lintel. Zu den in etwa gleichalten Mitschülern, die jeden Morgen zu Fuß ins Nachbardorf marschieren, gehören unter anderem **Johann Christian Brockshus**, Mathilde Haverkamp, **Johann Dierk Mönnich**, Johann Schwarting, **Tönjes Hinrich Tönjes** und Catharine Tönjes. Wann genau Bernhard die Schule verlässt, ist nicht überliefert – ebenso wenig, ob er danach irgendwo in Stellung geht oder gleich in den väterlichen Betrieb einsteigt. Dass er den 1521 zum ersten Mal urkundlich erwähnten, rund 35 Hektar großen Hof als der jüngere der beiden überlebenden Söhne eines Tages übernehmen würde, dürfte allerdings relativ früh vereinbart worden sein.

Kurz nach dem Tod von Bernhards Vater im April 1883 wird der Hof auf seinen Namen überschrieben. Zu diesem Zeitpunkt ist Bernhard 27 Jahre alt und noch ledig. Erst am 14. Mai 1891 heiratet er Catharine Vosteen aus Kirchkimmen. Der Geburt von Tochter Adele am 20. März 1892 folgt am 19. Dezember 1893 die Geburt des potenziellen Hoferben Georg Hinrich. Er stirbt jedoch sechs Monate später an Masern. Fast auf den Tag genau zwei Jahre nach dem Tod von Georg Hinrich kommt am 14. Mai 1895 die zweite Tochter **Johanne** zur Welt, der mit Martha (26. Oktober 1897) und Clara (24. April 1900) noch zwei Mädchen folgen und nach einem totgeborenen Jungen (19. Februar 1903) mit Bertha (25. September 1905) ein weiteres Mädchen. Bertha stirbt jedoch im August 1906 wie Georg Hinrich noch vor dem ersten Geburtstag.

So sehr sich Bernhard und Katharine vermutlich in all den Jahren noch einmal einen Sohn gewünscht haben – nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 dürften sie froh sein, alle vier überlebenden Kinder sicher in der Heimat zu wissen und nicht auf einem der zahlreichen europäischen

Schlachtfelder. Ihr größtes Problem in dieser Zeit wird wahrscheinlich der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften sein, der in den Dörfern der Umgebung anders als im Zweiten Weltkrieg kaum durch den Einsatz von Kriegsgefangenen kompensiert wird.

Spätestens ab 1919 geht das Leben auf dem Wiedau-Hof wieder seinen gewohnten Gang – abgesehen von der Tatsache, dass die Frage der Nachfolge noch immer nicht abschließend geklärt ist. Eine Frage, die zunehmend drängender wird: Im März 1921 feiert Bernhard seinen 65. und im März 1926 seinen 70. Geburtstag, ohne dass sich eine einvernehmliche Lösung anbahnt. Bernhard favorisiert seine älteste Tochter Adele und deren Ehemann Friedrich Brinkmann, die nur wenige hundert Meter Luftlinie entfernt den Hof von Friedrichs Onkel **Hinrich Brinkmann** (heute: Uwe und Inge Ramke) bewirtschaften. Als die jüngste und eigentlich erbberechtigte Tochter Clara daraufhin mit ihrem Ehemann Heinrich Neuhaus 1927 nach Nordamerika auswandert, stimmen Adele und Friedrich schließlich einem Umzug zu: Kurz nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes Adolf im Juni 1928 lässt Bernhard den Wiedau-Hof auf Friedrich überschreiben.

Auch in den folgenden Jahren arbeitet Bernhard wie selbstverständlich auf dem Hof mit, der ohne größere Schäden und ohne Verluste unter seinen zur Familie gehörenden Bewohnern die Zeit des Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg übersteht. Drei Monate nach Kriegsende, im August 1945, stirbt allerdings Ehefrau Katharine im Alter von 83 Jahren. Bernhard ist zu diesem Zeitpunkt bereits 89 Jahre alt, erfreut sich aber immer noch guter Gesundheit. So überlebt er auch seinen Schwiegersohn Friedrich, der Anfang Januar 1948 einem Gehirntumor erliegt.

Die 50er Jahre brechen an, und damit das Jahrzehnt, in dem Bernhard seinen 100. Geburtstag feiern könnte. Ganz so weit kommt es nicht: Zwar steigt er in den letzten Jahren seines Lebens zum ältesten Einwohner der Gemeinde Hude auf, dessen Ehrentag der 1946 gegründeten Nordwest-Zeitung mit jeder Wiederkehr ein paar Zeilen mehr wert ist. Nach dem 97. Geburtstag im März 1953, zu dem der verantwortliche Redakteur dem „rüstigen Greis“ herzlich gratuliert, ist allerdings Schluss: Bernhard stirbt am 30. Januar 1954, kurz vor seinem 98. Geburtstag, und wird sechs Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude beerdigt.



Adele Schweers

03.11.1913 – 02.04.2003



Adele Schweers – Biographie

Adele Johanne Gesine Schweers wird am 3. November 1913 als viertes Kind von Gerhard Hinrich Stolle und **Anna Stolle** auf dem elterlichen Pachthof in Hurrel (heute: Hartmut und Ute Stolle) geboren. Sie ist die jüngere Schwester von **Johann Stolle** und Gustav Stolle und die ältere Schwester von Georg Stolle und **Gerhard Stolle**. Ein weiterer Bruder ist im März 1907 unmittelbar nach der Geburt gestorben und deshalb namenlos geblieben.

Einen Tag nach Adeles Geburt beenden Deutschland und Frankreich mit dem Marokko-Kongo-Abkommen die Zweite Marokko-Krise. Darin erkennt das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II. die in den Jahren zuvor immer wieder in Frage gestellte Vorherrschaft Frankreichs über dessen Nordafrika-Kolonie Marokko an. Im Gegenzug tritt Frankreich ein rund 280.000 Quadratkilometer großes Gebiet seiner Besitzungen in Äquatorial-Afrika an Deutschland ab. Mit der Neu-Kamerun genannten Kolonie sichert sich das Deutsche Reich einen Zugang zum Kongo-Becken, das über große Rohstoffvorkommen verfügt.

Auch an einer zweiten, gänzlich anderen Front zieht Wilhelm II. in jenen Wochen einen Schlusstrich. Am 20. November 1913 erlässt der Kaiser für alle Offiziere seiner Armee das Verbot, in Uniform Tango zu tanzen. Der lateinamerikanische Modetanz, der von Paris und London kommend längst auch die Berliner Salons erobert hat, ist Seiner Majestät in höchstem Maße suspekt. Er charakterisiert ihn wegen der damit verbundenen Bewegungen als lasziv, gegen die guten Sitten verstoßend und als „ausgesprochen widerwärtig“. Ein Berater Wilhelms mutmaßt angeblich sogar, die Engländer hätten den Tango ins Reich geschleust, um die deutschen Soldaten beim Marschieren aus dem Takt zu bringen – eine selbst für die damalige Zeit höchst gewagte These.

Wie auch immer: Nur wenige Tage nach Wilhelm II. spricht auch Papst Pius X. in der Angelegenheit ein Machtwort. Weil sich inzwischen aus ganz Europa die Anfragen von Priestern häufen, ob sie Katholiken, die bei der Beichte gestehen, Tango getanzt zu haben, Absolution erteilen dürfen, erklärt Pius Tango kurz und bündig zum unsittlichen und damit für Gläubige verbotenen Tanz. Nur gut, dass Adeles astrologischer Zwilling, die ebenfalls am 3. November 1913 geborene und später beim Film Karriere machende Revue-Tänzerin Marika Röck, sich an Vorschriften dieser Art nie gebunden fühlt.

Wenige Monate später tritt das Tango-Thema jedoch in den Hintergrund, die Welt hat mittlerweile größere Sorgen. Am 1. August 1914 beginnt der Erste Weltkrieg, an dem auch Adeles Vater teilnimmt. Aus ihren ersten Lebensjahren dürfte sie deshalb kaum Erinnerungen an ihn haben – ebenso wie an ihren jüngeren Bruder Georg, der im April 1916 im Alter von nur 14 Monaten stirbt.

Mit ihrem 1910 geborenen Bruder Gustav – Johann ist deutlich älter, Gerhard deutlich jünger – besucht Adele acht Jahre lang mit den anderen Dorfkindern die Volksschule in Hurrel. Zu diesem Kreis gehört auch ihr späterer Ehemann Diedrich Schweers: Ein zu Beginn der 20er Jahre aufgenommenes Klassenfoto zeigt beide zusammen mit 42 Mitschülern und Lehrer **Alexander Hasselhorn** vor dem Schulgebäude.

Kurz nach Adeles zehntem Geburtstag stirbt ihr Vater an einer Lungenentzündung. Deshalb geht sie nach dem Schulabschluss nicht wie zu jener Zeit üblich auf einem anderen Betrieb in Stellung, sondern hilft auf der von der Familie gepachteten Landwirtschaft. Dies ist nach einem Umzug 1930 nicht mehr der Hof ihres Vetters **Gerhard Diedrich Stolle** am Brink, auf dem sie geboren ist, sondern der heutige Hof von Jörg und Monika Wittkopf an der Pirschstraße.

Am 18. Juli 1935 – in jenem Jahr, in dem ihr astrologischer Zwilling Marika Röck ihren ersten deutschen Spielfilm „Leichte Kavallerie“ dreht – heiratet Adele Diedrich Schweers und zieht auf den von ihm und seiner Mutter Gesine bewirtschafteten Schweers-Hof. Drei Monate später kommt Tochter Lisa zur Welt. Die Geburt des zweiten Kindes Ingo im März 1940 wird überschattet vom sechs Monate zuvor ausgebrochenen Zweiten Weltkrieg, zu dem auch Diedrich bald eingezogen wird. Weil dessen Mutter Gesine bereits im November 1937 verstorben ist, liegt die Verantwortung für den Hof nun allein bei Adele. Hilfe bei der täglichen Arbeit bekommt sie aber von mehreren Angestellten und später von französischen Kriegsgefangenen und einem Mädchen aus der Ukraine.

Nachdem Diedrich zunächst in Norwegen stationiert ist und hin und wieder auf Urlaub nach Hause kommt, werden die Besuche und auch die Lebenszeichen in Form von Feldpostbriefen nach seiner Versetzung an die russische Ostfront seltener. Schließlich reißen sie ganz ab: Seit dem 24. Juli 1944 gilt Diedrich als vermisst, die genauen Umstände seines Todes bleiben

ungeklärt. Auch Adeles Bruder Gustav kehrt nicht aus dem Krieg zurück, er fällt bereits im Oktober 1943.

Die Monate vor und nach der deutschen Kapitulation im Mai 1945 sind für Adele – wie wohl für alle Hurreler – eine schwere Zeit. Eine anfangs vermutlich noch nicht klar zu erkennende Wende zum Besseren nimmt ihr Leben dann allerdings am 26. August 1945. Wenige Tage, bevor mit der Kapitulation Japans auch im Rest der Welt der Zweite Weltkrieg zu Ende geht, stellt sich an jenem Sonntag ein junger Flüchtling aus Mecklenburg bei ihr vor und fragt nach Arbeit. Davon gibt es auf dem Hof mehr als genug, also darf er bleiben. Ein Arbeitsverhältnis, aus dem schnell mehr erwächst: Schon bald ist Fritz Sandhop, wie der junge Flüchtling heißt, Adeles neuer Lebensgefährte. Auch Adeles Kinder Lisa und Ingo sehen in ihm rasch eine Art Ersatz-Vater.

Mit den Jahren verblassen die Schrecken des Krieges; wie die meisten ihrer Nachbarn blicken Adele und Fritz nach vorne. Um den damals knapp 20 Hektar großen Hof zukunftsfähig zu halten, vergrößern sie 1950 in einem ersten Schritt den Schweinestall. Als 1964 weitere Investitionen anstehen, lässt Adele ihren immer noch als vermisst geltenden Ehemann für tot erklären – andernfalls hätte Sohn Ingo, dem sie den Hof bereits 1959 offiziell übergeben hat, dafür von den Banken nur schwerlich Kredit bekommen.

Als Ingo 1967 Adda Wieting aus Steinkimmen heiratet, lassen es Adele und Fritz mit Beginn der 70er Jahre etwas ruhiger angehen. Von gelegentlichen Kurz-Urlaube abgesehen bleiben sie aber voll in die Hofarbeit eingebunden. Ein gemeinsamer Lebensabend mit ihrem Partner ist Adele nicht vergönnt: Fritz stirbt im Juni 1983 nur zwei Monate nach seinem 65. Geburtstag an einem Herzanfall. Adele selbst bleibt trotz einer zwischenzeitlichen Krebserkrankung bis ins hohe Alter agil und mobil und stirbt erst am 2. April 2003 – ein halbes Jahr vor ihrem 90. Geburtstag und 13 Monate vor ihrem astrologischen Zwilling Marika Röck – an Altersschwäche. Beerdigt ist sie fünf Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude.

Persönliche Erinnerungen

... von Ute Schweers

Aufgezeichnet im März 2019

Adele Schweers war meine Großmutter väterlicherseits, ich habe mit ihr bis zu meinem Auszug zu Hause an der **Pirschstraße** knapp 20 Jahre unter einem Dach gelebt. Auch wenn meine Erinnerungen an sie größtenteils aus dieser Zeit stammen, war sie natürlich auch danach immer noch „meine“ Oma, und wir hatten bis zu ihrem Tod im April 2003 ein tolles Verhältnis zueinander.

Womit fange ich an? Am besten damit, wie ich Oma heute noch vor Augen habe: Sie trug immer eine Kittelschürze, zum Schutz der guten Kleidung darunter. Dazu eine Hornbrille, die auch ich gern mal auf der Nase hatte. Und sie hatte bis zum Schluss dunkle Haare und eine Dauerwelle.

Omas Revier war die Küche – und sie konnte wirklich gute Hausmannskost kochen. Mit meinen Kinderaugen gesehen war sie unser Familien-Ernährer. Aus nur einer einzigen Kartoffel konnte sie meterlange Kartoffelschalen-Schlangen schälen. Superdünn und ohne Sparschäler natürlich. Ich selbst kann bis heute nicht mit einem **Schillermesser** umgehen und danke dem Erfinder von Sparschälern. Und während ich damals im Garten auf der Turnstange meine Runden drehte, kochte Oma das Familien-Mittagessen und guckte aus dem Küchenfenster zu.

Unser Opa **Fritz Sandhop** hatte auch immer gut mit uns Kindern zu tun. Am schönsten war es eigentlich, wenn wir im Garten vor der Küche gespielt haben. Oder auch wenn wir reiten durften. Ja, wir waren glückliche Kinder, meine Geschwister Elke und Edo mit unseren Eltern Adda und Ingo und den beiden Großeltern, alle zusammen auf dem Hof und im Haus. Opa hat uns sogar ein Pony gekauft. Erst ein zu großes, das wurde dann getauscht, und es kam „Funny“. Ein kleines **Shetlandpony**, wer hatte das schon? Sogar einen Turn-Barren hatten wir in unserem Spiele-Garten.

Oma war der Küchenchef. In der Küche hatten wir einen richtigen Holzkohle-Ofen. Da wurde mit Holz und Briketts ordentlich eingeheizt. In der Küche war es immer kuschelig warm. Ihr Platz war genau da, vor diesem Ofen und vorm

Tisch. Ich glaube, sie hat diesen Ofen geliebt. Im Winter stand immer irgendwas darauf – ein Topf mit Kartoffeln, Kakao, Tee, Wäsche oder auch mal ein Glas Nutella-Rest, welcher sich mit warmer Milch langsam vom Glas lösen sollte. Der Ofen hatte drei Ringe, um Töpfe in unterschiedlicher Größe zu platzieren. Vor eben diesem Ofen wurden täglich die Kartoffeln geschält. Wann ich erfahren habe, dass man auch Reis und Nudeln statt Kartoffeln als Beilage nehmen kann, weiß ich nicht – bei uns gab es mittags irgendwie nur Kartoffeln. Und am Abend Bratkartoffeln. Bratkartoffeln mit Spiegelei, Bratkartoffeln mit Hackgrütze und mit vielem mehr.

Mit Ausnahme von Hackgrütze war es immer leckeres Essen, das Oma kochte. Leider habe ich nie wieder so leckeren Birnenkuchen gegessen. Ich denke, das war ein Geheimrezept. Oder kennt das jemand?

Das Schönste war es jedoch, bei Oma auf dem Schoß zu sitzen und von ihr gewiegt zu werden. Das ist eine meiner schönsten Erinnerungen an Oma.

Omas Aufgabe bei den Tieren waren die Schweine und Hühner. Wie ich diese Schweine hasste. Wir hatten so an die 250 Schweine, und wenn Oma in den Stall ging, war das für mich eine nicht auszuhaltende Geräuschkulisse. Diese quiekenden Schweine kamen auf die Futterklappe und erschreckten mich. Es stank im Stall, und es war gruselig dunkel.

Keine Ahnung, ob Oma die Arbeit mochte, aber mir hat sie es so vermittelt. Wenn wir mal kleine Ferkel hatten, kamen diese unter eine Wärmelampe. Zuhause wurde auch kastriert, soweit ich mich entsinne, aber das habe ich aus meinen Erinnerungen wohl weitestgehend gestrichen. Vorn im Schweinestall waren die Hühner untergebracht, und Oma hat die Eier in ihrer Kittelschürze eingesammelt und zum Wohnhaus gebracht. Die **Knickeier** bekam der Hund. Freilaufende Hühner hatten wir in meiner Erinnerung nicht, aber eine Metallglocke zum Füttern stand da auch irgendwo herum. Auch eine Kartoffelsortiermaschine, an deren Einsatz ich mich aber ebenfalls nicht mehr richtig erinnern kann.

Flieder- und Holundersaft wurden im Sommer von Oma zubereitet; viele leckere Schätze aus dem Gemüsegarten wie Bohnen, Erbsen, Wurzeln und vieles mehr wurden „an die Seite“ gemacht, meist eingekocht. Äpfel und Kartoffeln wurden eingelagert, diese Schätze kamen dann in den Bunker.

Der Bunker stammte noch aus dem Krieg und wurde ursprünglich zum Schutz der Bewohner gebaut. Darüber wurde zuhause aber nur sehr selten gesprochen. Somit war es für uns Kinder nur ein Bunker, von dem man im Winter super mit dem Schlitten herunter rodeln konnte und der im Sommer eklig feucht war – eine Kellerassel-Hochburg. Ohne Kerze und später Taschenlampe beziehungsweise ohne Oma bin ich da nur ungern reingegangen.

Was es im Bunker nicht gab, wurde beim Bäckerwagen gekauft – lange Zeit dachte ich, es gäbe nur diese zwei Bezugsstellen für Lebensmittel. Der Verkaufswagen von Mehrings kam immer montags. Dort kauften Oma oder Mama den restlichen Bedarf für das tägliche Leben, und für uns Kinder – wenn wir nicht in der Schule oder im Kindergarten waren – gab es auch mal was Gummiges, Schokoladiges oder anderes Süßes. Gefahren wurde der Bäckerwagen von Alfred Wübbeler, später dann von **Bodo** und **Ursel Mehrings** selbst.

Beim Säen und Ernten durften wir Oma oft helfen. Dabei erinnere ich mich an eine geniale Logistik in der Vorgehensweise. Damit die frisch eingebrachte Saat nicht in die Erde getrampelt oder von Vögeln gepickt wurde, wurde sie wieder mit Erde bedeckt. Bevor dann die nächste Reihe gesät wurde, nutzte Oma ein breites langes Brett, kippte es längsseitig und deckte das Saatgut damit ab. Dann wurde das Brett wieder als Trittbrett genutzt. Dass diese Logistik nicht von Oma erfunden wurde, sondern schon viel älter sein musste, habe ich erst Jahre später festgestellt.

Oma und Opa waren einige Male in Urlaub. Ich erinnere mich unter anderem an Reisen nach Ruhpolding und nach Mecklenburg, die Heimat meines Opas Fritz Sandhop. Für mich war es ja mein Opa, da mein richtiger Opa im Krieg gefallen ist und ich ihn nie kennenlernen durfte. Aus Opas Heimat haben die beiden mir damals eine wunderschöne Puppe mit langen blonden Haaren mitgebracht. Bei der damals strengen Grenzkontrolle hat ein Zöllner einen Benzinkanister verschüttet, die Puppe kam deshalb bei mir mit einem extremen Benzingeruch an. Aber noch nie und nie wieder hatte ich so eine schöne Puppe – der Geruch gehörte einfach dazu. Auch mein Lieblings-Teddy „Kullerbauch“ kam aus der damaligen DDR.

Was ich verabscheute, waren Schlachttage, an denen es im Haus nach rohem Fleisch und Blut gerochen hat. Es war schrecklich kalt im Haus. Oma

hat unter anderem Blut gerührt – igitt. Bei dem Gedanken wird mir schlecht. Oma war an solchen Tagen immer irgendwie anders, aufgeregt und angespannt. Es waren ja auch Massen an Fleisch, die da durch den Fleischwolf in Pelle gedreht werden mussten und anschließend im Hurreler Gefrierhaus landeten. Deswegen waren an diesen Tagen auch immer viele Helfer im Haus, vor allem Omas Tochter Lisa Wieting und meine andere Oma Käthe Wieting aus Steinkimmen.

Das Schlachten von Hühnern, verbunden mit dem Abbrennen von Federn, kann ich in Gedanken ebenfalls noch riechen. Für das Schlachten von Kaninchen liegt mir dagegen kein spezieller Geruch in der Nase. Dafür habe ich noch das Bild eines abgezogenen Kaninchens an einer Leiter vor Augen. Darf man heute so etwas eigentlich schreiben? Keine schönen Erinnerungen, aber damals gehörte es eben dazu.

Ich bedauere es zutiefst, nicht mehr Erinnerungen zu haben. Und vor allem, dass ich den – wenigen – Erzählungen von Oma so wenig Beachtung geschenkt habe. Doch der Grund dafür liegt auf der Hand. Von ganzem Herzen wünsche ich allen Kindern dieser Welt, sie mögen eine so wundervolle, angstfreie und gedankenlose Kindheit haben wie meine Geschwister und ich sie erleben durften. Es gab schlicht keine Zeit für Geschichten aus Omas Leben – wir konnten die Kindheit in vollen Zügen genießen.

Von den wenigen, aber grausigen Kriegsgeschichten, von denen Oma mal erzählt hat, ist bei mir nichts hängen geblieben. Meine Welt mit Oma war bunt und einzigartig. Oma war „meine“ Oma. Danke für die wunderschöne, unvergessliche Zeit.



Martha Wachtendorf

16.08.1905 – 30.12.1994



Martha Wachtendorf – Biographie

Martha Johanne Wachtendorf wird am 16. August 1905 als erstes Kind von Gerhard Rüscher und Meta Rüscher in Hurrel geboren. Sie ist die ältere Schwester von Georg Rüscher, Else Ahrens, Adolf Rüscher und Herbert Rüscher.

Drei Tage vor Marthas Geburt findet in Norwegen eine Volksabstimmung statt, in der sich 99,95 Prozent der Teilnehmer für eine Auflösung der seit dem Ende des Schwedisch-Norwegischen Krieges im August 1814 bestehenden Union des Landes mit Schweden aussprechen. Noch einstimmiger fällt das Ergebnis einer parallel zur Volksabstimmung laufenden Aktion aus, in der der Norwegische Frauenstimmrechtsverein Unterschriften für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Frauen sammelt: Sämtliche 250.000 Teilnehmerinnen sind dafür. Zwar hat Norwegen als erstes Land in Europa überhaupt im Mai 1901 ein kommunales Frauenwahlrecht eingeführt. Dieses ist allerdings an ein Mindesteinkommen oder eine entsprechende eheliche Vermögensgemeinschaft gekoppelt und somit stark eingeschränkt. Bislang gibt es ein aktives und passives Wahlrecht für Frauen auf nationaler Ebene lediglich in Australien, es gilt seit 1902.

Schon im September 1905 besiegelt der Vertrag von Karlstad die volle Souveränität Norwegens, der schwedische König Oskar II. tritt daraufhin von seinem Amt als norwegischer König zurück. Mit dem geforderten allgemeinen Wahlrecht für alle Norwegerinnen dauert es etwas länger, es kommt erst im Juni 1913. Zuvor war Finnland 1906 dem australischen Beispiel gefolgt und hatte Frauen den Weg an die Wahlurne geebnet. Davon ist das Deutsche Reich damals noch weit entfernt. Dort dürfen Frauen statt zu wählen bislang nur auf Humor-Postkarten davon träumen, sich den gleichen Freizeit-Aktivitäten wie die Männer zu widmen, während diese den ganzen Tag über am Waschzuber stehen oder die Kinder versorgen. Immerhin: Im März 1908 kippt der Reichstag das preußische Vereinsgesetz, das es „Frauenspersonen“ bis dahin verbietet, Vereinen und Parteien beizutreten oder auf politischen Veranstaltungen ihre Stimme zu erheben.

Zu diesem Zeitpunkt haben Marthas Eltern Hurrel bereits verlassen. Im Laufe des Jahres 1907 sind sie mit den beiden bis dahin geborenen Kindern

von einem heute nicht mehr bestehenden, an der Hurreler Straße zwischen den Hausnummern 46 und 48 gelegenen Hof in ein ehemals als Schulgebäude dienendes Heuerhaus am Pohlweg in Altmoorhausen gezogen (heutiger Besitzer: Ingo Fischer). Dort kommen bis Juni 1912 ein tot geborener Sohn und die drei jüngsten Geschwister zur Welt.

Ihre Schulzeit verbringt Martha überwiegend in der nur 200 Meter von ihrem Elternhaus gelegenen Volksschule Altmoorhausen. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, an dem ihr auf der Ziegelei Munderloh arbeitender Vater einer im Dorf kursierenden Gedenktafel zufolge teilnimmt, verlagert sich der Unterricht allerdings spätestens ab 1915 zeitweise nach Neu-Moorhausen, dem heutigen Hemmelsberg. Von den fünf Geschwistern ist Martha in den Kriegsjahren als ältestes Kind mit Sicherheit am stärksten gefordert, ihre Mutter bei der täglichen Hausarbeit und der Versorgung der für den eigenen Bedarf gehaltenen Tiere zu unterstützen.

Der Sturz des Kaiserreichs nach dem im November 1918 verlorenen Krieg bringt Deutschlands Frauen mit der Weimarer Verfassung zwar das lang ersehnte Wahlrecht. Doch ihre Arbeits- und Lebensbedingungen bleiben unverändert hart, die Verdienstmöglichkeiten entsprechend gering. Das bekommt auch Martha zu spüren, die nach Konfirmation und Schulabschluss zunächst beim in der Nachbarschaft wohnenden Dorfschullehrer Hans Hartmann in Stellung geht. Kurz bevor die sich zur Hyperinflation steigende Geldentwertung millionenfach Vermögen vernichtet und dazu führt, dass auch die Menschen im Freistaat Oldenburg ihr Entgelt für die Dinge des täglichen Lebens in Koffern und Waschrögen transportieren müssen, beschließt Martha deshalb, ihr Glück im Ausland zu suchen: Im Frühjahr 1923 geht sie nach Holland und arbeitet dort als Magd auf einem großen landwirtschaftlichen Betrieb mit angeschlossener Käserei in Woerden, rund 30 Kilometer von Amsterdam und 250 Kilometer von Altmoorhausen entfernt.

Mit Einführung der Rentenmark bessern sich die Verhältnisse in Deutschland allmählich. Nach fünf Jahren in der Fremde kehrt Martha deshalb nach Hause zurück und arbeitet fortan auf dem Hof von Johannes Henken in Lintel (heute: Friedlinde und Carl-Heinz Wragge). Im Mai 1932 heiratet sie Gerhard Wachtendorf und bezieht mit ihrem Ehemann einen kleinen, 1927 von dessen Vater gekauften Hof in Hurrel, der nur einen Steinwurf von ihrem Geburtshaus entfernt liegt (heute: Elke Brumund und Egon Wachtendorf). Dort pflegt Martha zunächst ihre schwerkranke Schwiegermutter Metta

Wachtendorf, bevor im Juli 1934 Tochter Elfriede und im Dezember 1936 Sohn Gerold zur Welt kommen.

Das Familienglück ist nicht von langer Dauer: Bald nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wird Gerhard zur Wehrmacht einberufen. Martha muss den rund acht Hektar großen Hof zunächst allein mit ihrem Schwiegervater Johann Wachtendorf und später mit Hilfe eines französischen Kriegsgefangenen bewirtschaften. Ende Januar 1945 fällt Gerhard, den Martha kurz zuvor nach einem erlittenen Armdurchschuss noch im Lazarett in Gütersloh besucht hatte, in der Nähe von Posen. Drei Monate später nehmen kanadische und englische Truppen Hurrel ein. Es kommt zu Gefechten in unmittelbarer Nähe des Wachtendorf-Hofes, und Martha verbringt bange Stunden im hofeigenen Bunker, wo sie von den sich im Haus niederlassenden Soldaten verhört und über Nacht eingesperrt wird.

Nach Kriegsende quartiert Martha vorübergehend den aus Schlesien stammenden Flüchtling **Karl Picker** ein, der auch auf dem Hof hilft. Weitere Hilfe kommt in den folgenden Jahren von **Georg Bruns** und **Vera Christiansen** aus Voslapp, die nach dem Auszug von Tochter Elfriede vorübergehend bei Martha und Gerold wohnt. Ab April 1958 wird es dann für einige Zeit eng im Haus: Nach der Scheidung von Willy Stolle aus Klattenhof zieht Elfriede wieder ein und bringt ihre im November 1957 geborene Tochter Ingrid mit. Im Mai 1961 heiratet Gerold Irmgard Wilkens und siedelt mit insgesamt zehn Kühen, Jungkühen und Kälbern auf den Hof von Irmgards Großvater Georg Barkemeyer über.

Weil Elfriede ab 1962 als Näherin bei der 1949 in Hude gegründeten Möbelfabrik von Wilhelm Vietor arbeitet, kümmert sich Martha in den folgenden Jahren viel um ihre heranwachsende Enkelin Ingrid. Als Elfriede und Ingrid im August 1968 zu Elfriedes zweitem Ehemann Erich Nehls nach Hatterwüstring ziehen, bleibt Martha allein im Haus zurück und widmet sich fortan ihren beiden großen Hobbys: Garten und Reisen. Bis ins hohe Alter ist sie auf vom Reichsbund organisierten Touren in ganz Deutschland unterwegs – meist begleitet von einem Kreis gleichaltriger Freundinnen, zu dem unter anderem ihre Nachbarin Adele Timmermann gehört.

Nachdem Martha auf diese Weise ihren 80. und auch ihren 85. Geburtstag bei guter Gesundheit feiern kann, kommt im Juli 1992 noch einmal eine Zäsur: Sie erleidet nach dem Aufstehen einen Schwächeanfall und muss

nach kurzem Krankenhausaufenthalt das eigene Zuhause aufgeben. Ihre letzten Lebensjahre verbringt sie auf dem Hof ihres Sohnes Gerold, wo sie schließlich am 30. Dezember 1994 stirbt. Beerdigt ist Martha sechs Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude.

Persönliche Erinnerungen

... von Ingrid Neuschwander

Aufgezeichnet im März 2016

Martha Wachtendorf war meine Großmutter mütterlicherseits. Sie war für mich eine wichtige Bezugsperson, weil ich im Alter von etwa zwölf Monaten bis zehn Jahren mit meiner Mutter bei ihr gelebt habe. Da meine Mutter anfangs stundenweise in der Nachbarschaft und später ganztags in Hude gearbeitet hat, verbrachten meine Oma und ich einen großen Teil der Zeit miteinander.

Woran erinnere ich mich, wenn ich an meine frühe Kindheit bei meiner Oma denke? Auf jeden Fall an ihren großen Garten und wie wir zusammen Johannisbeeren gepflückt haben. Schwarze Johannisbeeren nannte sie immer „Kakelbeeren“, die dann zu Gelee und Saft verarbeitet wurden. Später bekam ich von ihr einen kleinen Teil des Gartens abgeteilt, den ich von da an selber bewirtschaften durfte.

Eines Abends haben wir in diesem Garten nach einer Sternschnuppe gesucht. Wir hatten ganz genau gesehen, dass sie in unseren Garten gefallen war. Sie musste einfach dort gelandet sein. Es war für mich als Kind abenteuerlich. Wer dabei wen angestiftet hat, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß noch, dass die Suche erfolglos verlaufen ist.

Ich erinnere mich auch noch sehr gut daran, dass ich mich Ostern beim Suchen der Ostereier außerordentlich darüber gewundert habe, dass der Osterhase genau die gleiche Handschrift wie meine Oma hatte. Oma hatte auf viele Fragen eine Antwort parat, hier musste sie jedoch passen. Mit „Frohe Ostern“ oder ähnlich beschriftete Ostereier gab es jedenfalls nicht wieder, soweit ich mich erinnern kann.

Wenn Verwandte oder Nachbarn zu Besuch kamen, rief Oma vom Flur aus immer durch die geschlossene Tür „hinten umzu“. Das sollte heißen, dass die Tür zur Diele offen ist. Offiziellen Besuchern dagegen hat sie immer vorn aufgeschlossen. Selbst heute habe ich noch diese Worte in ihrem typischen Tonfall im Ohr, wenn ich meinem Vetter Egon und seiner Familie, die das Haus jetzt bewohnen, einen Besuch abstatte.

Eingekauft hat Oma meist in einem mobilen Einkaufsladen, der regelmäßig vorgefahren kam. Dort stieg sie dann die Stufen zum Verkaufsraum hinauf und orderte, was sie brauchte. Das war für mich als Kind ziemlich reizvoll. Manchmal gab es dann ja auch eine kleine Leckerei.

Auch als meine Mutter wieder geheiratet hat und wir 1968 nach Hatterwüstring gezogen sind, blieb der regelmäßige Kontakt bestehen. So fuhren wir zum Beispiel zusammen zwei Mal für einige Tage nach Voslapp zu Verwandten. Beim ersten Mal stoppte sie für mich des Öfteren die Zeit, die ich in der Nordsee schwamm, so dass ich anschließend meinen Freischwimmer in Hude machen konnte. Beim zweiten Mal nahm ich eine Freundin mit und wir beiden Teenager hatten viel Spaß mit meiner Oma auf unserem Kurzurlaub. Was durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte, wie Oma uns damals versicherte.

Ich habe meine Oma als sehr agile und selbstbewusste Frau in Erinnerung, die wusste, was sie wollte. Sie liebte die Wärme im Sommer und im Winter saß sie gerne in ihrem Sessel neben dem Ofen im Wohnzimmer. Auch gehörte Lesen zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, und wenn sich eine Möglichkeit bot, eine Urlaubsreise zu unternehmen, war sie immer gerne dabei. Zudem hat sie sich ehrenamtlich in der Kirchengemeinde engagiert, indem sie viele Jahre lang mit dem Rad regelmäßig das Mitteilungsblatt „Die Glocke“ an die Nachbarn im Dorf verteilt hat.

Ein Besuch bei ihr – vor allem mit Übernachtung – war immer ein Ereignis. Wir haben es uns extrem gemütlich gemacht, einen schönen Film geguckt und Süßigkeiten genascht. Dann wurde es auch leicht spät – früh aufstehen war Omas Sache nicht. Im Winter hat sie dann zuerst den Ofen angefeuert, und der Tag konnte beginnen. Eine Zentralheizung gab es in jenen Jahren nicht.

Etwas ganz Besonderes war unsere Fahrt nach Woerden in Holland am 4. Juli 1987. Da Oma dort in jungen Jahren fünf Jahre lang gearbeitet hatte

und sie des Öfteren mal erwähnte, dass sie gerne noch einmal dorthin fahren würde, unternahmen mein Mann Bernd und ich mit ihr und Omas Schwägerin Herta Rüscher eine Fahrt in die Vergangenheit. Wir haben vorher zusammen alte Fotos und Adressen herausgesucht und tatsächlich vieles davon auch in Holland wiedergefunden. Das Haus, in dem sie gearbeitet hat, war zwar verändert, aber trotzdem wiederzuerkennen. Selbst der Bahnhof und ein weiterer Straßenzug waren anhand der Fotos ganz klar zu identifizieren.



Marthas ehemaliger Arbeitsplatz in Woerden – Aufnahme um 1925 (links) und bei Ihrem Besuch im Juli 1987 (rechts): Am Eingangstor ist zu erkennen, dass es sich trotz einiger Veränderungen um dasselbe Haus handelt

Als 1991 unser Sohn Tim geboren wurde, ging unsere erste Ausfahrt zu Oma, um ihr das erste Urenkelkind vorzustellen. Auch als Oma in den letzten Jahren ihres Lebens auf dem Hof meines Onkels Gerold wohnte, waren wöchentliche Besuche dort mit Tim die Regel. Er bekam dann von Uroma Martha jedes Mal einen Bonbon – daran kann er sich auch heute mit 24 Jahren noch erinnern.

Auch heute passiert es mir übrigens noch, dass ich, wenn ich jemanden mit einer Huder Vorwahl anrufen möchte, automatisch die alte Telefonnummer von Oma wähle. Der dann folgende Hinweis „Kein Anschluss unter dieser Nummer“ wird von mir belächelt und die Gedanken sind für einen kurzen Augenblick wieder bei meiner Oma.



Heino Stöver

15.01.1910 – 27.03.1945



Heino Stöver – Biographie

Wilhelm Karl Heino Stöver – Rufname Heino – wird am 15. Januar 1910 als zweites Kind von Friedrich Georg Stöver und Marie Stöver in Neustadt bei Ovelgönne geboren. Er ist der jüngere Bruder von Frieda Stöver und der ältere Bruder von Erich Stöver, Johanne Strodthoff, Friedrich Edo Stöver, Martha Broers-Krumland, Johannes Helmuth Stöver und Werner Stöver.

In den ersten Wochen des Jahres 1910 gibt es gleich mehrere neue technische Errungenschaften und Rekorde zu bestaunen. In New York etwa werden einige hundert ausgewählte Gäste und Berichterstatter am 13. Januar Zeuge der ersten Musik-Live-Übertragung in der Geschichte des Radios. Möglich macht das aus der Metropolitan Opera gesendete Programm mit Arien von Enrico Caruso und Emmy Destinn eine spezielle Verstärker-Röhre des amerikanischen Erfinders Lee de Forest. Unter dem Namen Triode prägt sie über Jahrzehnte hinweg die Radio-Technik.

Am 15. Januar – also direkt an Heinos Geburtstag – wird zudem im US-Bundesstaat Wyoming der Shoshone Dam vollendet. Mit einer Höhe von 99 Metern ist das Bauwerk die bis dahin höchste Talsperre der Welt. Von sich reden macht auch das zwischen dem 10. und 20. Januar in Los Angeles abgehaltene Luftfahrt-Treffen Dominguez International Air Meet. Dort stellt der Franzose Louis Paulhan in seinem Doppeldecker Farman III mit 1.269 Metern nicht nur einen neuen Höhen-Weltrekord auf, er bleibt auch mit einer Stunde, 49 Minuten und 40 Sekunden länger mit einem Flugzeug in der Luft als jeder andere Mensch vor ihm. Dem Amerikaner Glenn Curtiss wiederum gelingt mit 6,4 Sekunden der schnellste Start, und er erreicht mit 88,5 Stundenkilometern die bis dahin höchste Geschwindigkeit mit einem Passagier an Bord.

Gerade die immer schneller purzelnden Rekorde in der Luftfahrt verdeutlichen jedoch, dass sich der technische Fortschritt nicht nur zivil, sondern auch militärisch nutzen lässt. Vermehrt machen nämlich 1910 Gedankenspiele die Runde, künftige Kriege nicht mehr nur zu Lande und auf dem Wasser, sondern auch am Himmel zu führen. Im weiteren Jahresverlauf bezieht die französische Armee in ihre regelmäßigen Manöver erstmals Flugzeuge mit ein, auf der Gegenseite loten derweil deutsche Militärs die Möglichkeiten eines Luftschiff-Einsatzes aus.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg losbricht, bleibt es nicht bei den Planspielen. Heino erlebt diesen Krieg, an dem Vater Friedrich Georg mutmaßlich von Beginn an als Teil der Landstreitkräfte teilnimmt, auf dem von seinen Eltern gepachteten Bauernhof in Neustadt. Dort besucht er zunächst auch die Volksschule – bis die Familie kurz vor der Geburt des nur sechs Monate lang lebenden Bruders Johannes Helmuth im Juni 1920 auf einen eigenen Hof in Rastede umzieht. Aus dieser Zeit erhalten ist ein Zeugnis der Volksschule Rastede, das dem damals 14-jährigen Heino „regelmäßigen“ Schulbesuch, „sehr guten“ Fleiß und „gutes“ Betragen bescheinigt.

Bereits im Laufe des Jahres 1924 gibt Heinos Vater den Hof in Rastede wieder auf und zieht mit seiner Familie nach Hurrel. Dort pachtet er von Diedrich Heinemann den ältesten noch bestehenden Hof des Dorfes (heute: Ursula Schlake). In Hurrel besucht Heino noch ein weiteres Jahr die Volksschule und hilft anschließend auf dem elterlichen Betrieb. Als die jüngeren Brüder Erich und Friedrich Edo ihrerseits die Schule verlassen und sich zuhause entsprechend stärker einbringen können, geht Heino im November 1928 bei einem Bauern in Astrup in Stellung.

Nur ein Jahr später kehrt Heino nach Hurrel zurück und arbeitet fortan auf dem Hof von **Heinrich Tönjes** (heute: Ingo Stöver und Sara Bolte). Dort lernt er **Martha Wübbeler** aus Kirchkimmen kennen, die am 1. Mai 1932 ihren Dienst als landwirtschaftliche Gehilfin auf dem Tönjes-Hof antritt. Heino und Martha heiraten am 9. August 1935 und beziehen eines der zum Tönjes-Hof gehörenden Heuerhäuser. Drei Monate später kommt Sohn **Willy** zur Welt. Im April 1937 folgt Tochter **Luise**, im September 1938 Tochter Frieda. Für die Entscheidung, der zweiten Tochter denselben Rufnamen zu geben wie Heinos älterer Schwester, gibt es einen traurigen Hintergrund: Frieda Stöver stirbt im Juni 1937 kurz vor ihrem 29. Geburtstag bei einem Verkehrsunfall.

Nur zwei Tage nach Friedas Geburt schließt Adolf Hitler, Führer der seit 1933 diktatorisch regierenden Nationalsozialisten, mit den Regierungschefs von Großbritannien, Frankreich und Italien das Münchener Abkommen, das die Tschechoslowakei zum Abtritt des Sudetenlandes an Deutschland zwingt. Zwar feiern die meisten Deutschen ihren Machthaber für diesen diplomatischen Erfolg. Letztlich ist das Abkommen jedoch nur ein weiteres Glied in der Kette jener Ereignisse, die zum Zweiten

Weltkrieg führen. Als dieser Anfang September 1939 mit dem Überfall auf Polen beginnt, sehen Martha und Heino gerade der Geburt ihres vierten Kindes **Fritz** entgegen. Noch vor dessen Ankunft im Januar 1940 erhält Heino seinen Stellungsbefehl und wird zur Grundausbildung nach Verden abkommandiert.

Wo Heino zunächst eingesetzt wird und wie oft er in den folgenden Jahren seine Frau, die im Mai 1941 geborene jüngste Tochter Erika und deren Geschwister noch zu Gesicht bekommt, lässt sich heute nicht mehr exakt rekonstruieren. Am Ende gehört er zu den Hunderttausenden, die noch in den letzten Wochen des Krieges ihr Leben verlieren. Wann und wo genau ihn dieses Schicksal ereilt, ist bis heute nicht abschließend geklärt. Heinos Spur verliert sich im März 1945 in Lettland, wo er als Angehöriger des Grenadier-Regiments 23 der 11. Infanterie-Division an der Fünften Kurland-Schlacht teilnimmt. Das in dieser Biographie angegebene Todesdatum 27. März markiert das Ende der Kämpfe im Raum Pampali, wo Heino sich in späteren Jahren betriebenen Nachforschungen des Deutschen Roten Kreuzes zufolge kurz vor seinem Verschwinden aufgehalten hat, und besitzt rein symbolischen Charakter.

Amtlich für tot erklärt wird Heino am 31. Dezember 1945. Seine Daten hat die Deutsche Kriegsgräberfürsorge im Gedenkbuch des Friedhofes Saldus in der lettischen Gemeinde Novadnieki hinterlegt.



Grete Birth

11.04.1920 – 11.03.1991



Grete Birth – Biographie

Grete Birth wird am 11. April 1920 als zweites Kind von Wilhelm Fenske und Minna Fenske in Eichort im Kreis Saatzig in Pommern geboren. Sie ist die jüngere Schwester von Erich Fenske und die ältere Schwester von Irmgard Reuter.

In den Wochen vor Gretes Geburt durchlebt die nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg gegründete Weimarer Republik ihre bis dahin größte Krise. Sie beginnt am 13. März 1920 mit dem als Kapp-Putsch in die Geschichtsbücher eingehenden Marsch der Marine-Brigade Ehrhardt auf die Reichshauptstadt Berlin. Der kurz zuvor von Reichswehrminister Gustav Noske entlassene Oberbefehlshaber der Brigade, General Walther von Lüttwitz, weigert sich wie viele andere Offiziere der nach Kriegsende entstandenen Freikorps, die im Versailler Vertrag fixierte Reduzierung der neu aufgestellten Armee auf 100.000 Mann zu akzeptieren. An die Stelle des mit seinem Kabinett Richtung Stuttgart geflohenen Reichskanzlers Gustav Bauer tritt noch am selben Tag Wolfgang Kapp, Generallandschaftsdirektor von Königsberg und neben Weltkriegs-General Erich Ludendorff einer der führenden Köpfe der republikfeindlichen Organisation Nationale Vereinigung.

Zwar bricht der Putsch nach der Ausrufung eines Generalstreiks innerhalb weniger Tage zusammen. Ruhe kehrt damit jedoch noch lange nicht ein. Denn im Westen der Republik kommt es zum Ruhraufstand – Arbeiter, die von Gewerkschaften, KPD und USPD zunächst zum Kampf gegen die Kapp-Anhänger mobilisiert worden waren, wenden sich ihrerseits gegen die Regierung und kämpfen mit der zeitweise mehr als 50.000 Bewaffnete zählenden Roten Ruharmee für eine Räte-Republik nach sowjetischem Vorbild. Nach Zusammenstößen mit Freikorps und der regulären Reichswehr wird der Aufstand in den ersten beiden Aprilwochen äußerst brutal niedergeschlagen. Insgesamt kommen dabei in den ersten beiden Aprilwochen mehr als tausend Menschen ums Leben.

Bei der Niederschlagung des Aufstandes gerät die inzwischen von Hermann Müller geführte Reichsregierung mit der Vorgabe des Versailler Vertrags in Konflikt, dass sich in einer 50 Kilometer breiten Zone östlich des Rheins kein deutsches Militär aufhalten darf. Zwischen dem 6. April und dem 17. Mai 1920 hält deshalb Frankreich die fünf Städte Darmstadt,

Dieburg, Frankfurt, Hanau und Bad Homburg besetzt. Auch in anderen Regionen muss Deutschland, das im Vergleich zu 1914 neben sämtlichen Kolonien bereits mehr als ein Zehntel des Staatsgebiets eingebüßt hat, um seine Hoheitsrechte fürchten: Im Juli 1920 stehen in mehreren Kreisen Ost- und Westpreußens Abstimmungen über die weitere staatliche Zugehörigkeit an. Mit Ergebnissen von teilweise mehr als 95 Prozent fällt das Votum der Bevölkerung für einen Verbleib im Deutschen Reich jedoch eindeutig aus.

Vor allem das Abstimmungsergebnis im weiter zu Ostpreußen gehörenden Kreis Ortelsburg ist für Gretes weiteren Lebensweg von Bedeutung: Dort nämlich – im rund 600 Einwohner zählenden Dorf Wilhelmshof – leben ihre Großeltern Johann Maciejewski und Luise Maciejewski, zu denen Familie Fenske 1923 kurz nach der Geburt des jüngsten Kindes Irmgard zieht. In Wilhelmshof arbeitet Vater Wilhelm als Fuhrmann für eine Ziegelei, Grete besucht wahrscheinlich ab 1926 die nahegelegene Volksschule in Friedrichshof. Noch bevor sie dort ihren Abschluss macht, ist die in ihrem Geburtsjahr so verbissen umkämpfte Weimarer Republik schon wieder Geschichte: Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 beginnt das Dritte Reich.

Nach der Schulentlassung geht Grete auf mehreren Gütern der näheren Umgebung in Stellung. Durch ihren Bruder, der nach einer Schmiedelehre bei der Ostdeutschen Maschinenfabrik Rudolf Wermke in Heiligenbeil arbeitet, lernt sie ihren späteren Ehemann Hans Birth kennen. Grete und Hans heiraten am 26. September 1942 in Friedrichshof. Anschließend leben beide in Heiligenbeil in der Nähe des Frischen Haffs, wo Hans im seit mehr als drei Jahren tobenden Zweiten Weltkrieg hilft, die Flugzeuge der deutschen Luftwaffe zu reparieren. Am 3. Juli 1943 wird dort Sohn Manfred geboren.

Nachdem Gretes Bruder Erich bereits 1939 im Polen-Feldzug gefallen ist, überschlagen sich im sechsten Kriegsjahr die Ereignisse. Ende 1944 erhält Hans seine Einberufung zur Unteroffiziersschule in Kolberg, woraufhin Grete mit Manfred zu ihren Eltern nach Wilhelmshof zurückzieht. Kaum angekommen, bricht der Kontakt zu Hans ab: Er gilt seit Anfang Februar 1945 als verschollen. Gretes Vater wiederum wird kurz vor ihrer Ankunft zum Volkssturm abkommandiert.

Als die Front immer näher rückt, flüchten Grete und Ihre Familie – neben der Mutter und Sohn Manfred noch Schwester Irmgard und deren Kinder Siegfried und Brigitte – mit sechs Pferdewagen Richtung Westen. Die sowjetischen Soldaten sind jedoch schneller und überholen den Tross nach rund 80 Kilometern in der Nähe von **Heilsberg**. Weil sie die Pferde an sich nehmen, kehrt die Familie mit einem unterwegs gefundenen Handwagen bei strengen Wintertemperaturen auf den Bauernhof der Eltern zurück. Dort erlebt Grete im Mai 1945 das Kriegsende.

In der Folgezeit ist die Familie wie die übrigen im Dorf verbliebenen Deutschen den sowjetischen Besatzern ausgeliefert – wobei es regelmäßig zu Schikanen, Plünderungen und Misshandlungen kommt. Im Spätsommer 1947 klopft schließlich ein Pole an die Tür und teilt ihnen mit, dass er der neue Besitzer sei und sie den Hof verlassen müssten. Mit dem nächsten Aussiedlerzug fahren daraufhin alle zusammen nach Deutschland, wo Grete, ihre Mutter und Manfred nach einem kurzen Aufenthalt in einem Barackenlager bei Berlin in der Nähe von **Weißenfels** Unterkunft finden.

Durch den **Suchdienst des DRK** erfährt Gretes Mutter, dass Ehemann Wilhelm inzwischen auf dem **Hof** von **Hinrich Janzen** in Hurrel (heute: Daniela und Hans Mertsch) lebt. Daraufhin überqueren Grete, Minna und Manfred bei **Wittingen** die Zonengrenze und fahren von dort aus mit dem Zug nach **Hude**, wo Wilhelm sie im Frühjahr 1948 mit einem von Hinrich Janzen geliehenen Pferdewagen in Empfang nimmt.

Während Grete mit ihrem Vater auf dem Janzen-Hof unterkommt, wohnen Minna Fenske und Manfred zunächst **nebenan** bei **Gesine Grummer** und ihrer Tochter **Alwine** (heute: Hans Heinemann). Als 1949 eine zunächst auf dem **Hof** von **Georg Tönjes** (heute: Heiko Pflug) stehende **Wehrmachtsbaracke** ausgedient hat, wird diese abgebrochen und auf einem gemeindeeigenen **Grundstück** an der Bremer Straße wieder aufgestellt. Dort findet Grete mit ihren Eltern, Manfred und der aus Pommern stammenden Familie von **Kurt Klingbeil** eine neue Bleibe.

In den folgenden 20 Jahren arbeitet Grete als Tagelöhnerin bei verschiedenen Bauern in Hurrel und als Saison-Kraft auf den Tabakfeldern von Adolf Stöver in **Lintel**. Zeitweise führt sie auch den Haushalt des Hurreler Schulleiters **August Meyer** und reinigt die Backstube von **Otto Mehrings**, bevor sie 1969 zu ihrem Sohn Manfred nach **Gifhorn** zieht. Dort kümmert sie

sich unter anderem in deren letzten Lebensjahren um ihre Mutter und ist zudem sehr aktiv in der Senioren-Arbeit der evangelischen Kirchengemeinde. Als Ende 1989 der Eiserne Vorhang fällt, sieht Grete noch einmal die alte ostpreußische Heimat wieder – kehrt aber angesichts des vom Verfall bedrohten Elternhauses eher deprimiert als erleichtert nach Gifhorn zurück, wo sie am 11. März 1991 stirbt. Beerdigt ist sie wenige Tage später auf dem städtischen St.-Nikolai-Friedhof.

Persönliche Erinnerungen

... von Manfred Birth

Aufgezeichnet im Oktober 2016

Grete Birth war meine Mutter, mit Ausnahme meiner Ausbildungs- und Studienzeit habe ich sie bis zu ihrem Tod im März 1991 fast immer in meiner Nähe gehabt. Beginnen möchte ich meine Erinnerungen mit jenem Ereignis, das ihr ganzes Leben verändert hat: dem Verlust der ostpreußischen Heimat nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

Ende 1944 – ich war damals anderthalb Jahre alt, meine Mutter 24 – wurde mein Vater zum Militärdienst eingezogen. Wir sahen ihn danach niemals wieder, er gilt bis heute als verschollen. Weil die Lebensmittelversorgung auf dem Land erheblich besser war als in den Städten, zog meine Mutter mit mir zu ihren Eltern Minna und Wilhelm Fenske, die rund 150 Kilometer östlich von unserem Wohnort Heiligenbeil in Wilhelmshof einen Bauernhof besaßen.

Anfang 1945 erreichte die Front Ostpreußen. Verschreckt durch die Ankündigung des Gauleiters Erich Koch, dass jeder Bauer standrechtlich erschossen wird, der seine Scholle verlässt, zögerte unsere Familie zu flüchten. Zur Familie gehörten meine Großmutter, meine Tante Irmgard Reuter mit ihren Kindern Siegfried und Brigitte, meine Mutter und ich. Mein Großvater war kurz vorher zum Volkssturm eingezogen worden.

Erst als die donnernden Geräusche von Geschützen zu hören waren, entschloss sich unsere Familie zur Flucht. Drei Fremdarbeiter – zwei Italiener und ein Franzose – halfen uns, sechs Pferdewagen zu beladen, mit

denen wir in Richtung Norden fuhren. Ich kann mich an diese Ereignisse nicht wirklich bewusst erinnern, aber wie meine Mutter mir später erzählte, war die Flucht grausam. Sie hat Pferdewagen mit Menschen gesehen, die von sowjetischen Panzern überrollt wurden. Die Straßen waren übersät von Kadavern und Leichen – mitunter erschossen wie bei einer Hasenjagd.



Fluchtroute 1945 (zum Vergrößern bitte anklicken): *Gretes Wohnort Heiligenbeil (oben), der Bauernhof der Eltern in Wilhelmshof (unten) und ihr Fluchtweg, der sie und ihre Familie Anfang 1945 bis in die Nähe von Heilsberg führt*

Nachdem unsere Flucht durch sowjetische Soldaten gestoppt wurde und wir auf den Bauernhof meiner Großeltern zurückgekehrt waren, begann eine lange Leidenszeit. Der Hof lag etwa 500 Meter von der Verbindungsstraße zwischen Wilhelmshof und **Friedrichshof** entfernt. Wir Kinder spielten häufig auf einem kleinen Sandhügel neben der Scheune und konnten sehen, wenn dort sowjetische Fahrzeuge vorbei fuhren. Bogen sie in den Weg zu uns ein, rannten wir ins Haus und riefen "Die Russen kommen". Meine Mutter und meine drei Jahre jüngere Tante liefen dann zum Herd und beschmierten sich ihr Gesicht, die Arme, die Hände und die Beine mit Asche. Dieser Trick war, wie mir meine Mutter später erzählte, sehr hilfreich: Weil die Soldaten eine Abscheu vor so schmutzigen Frauen hatten, blieben sie von Vergewaltigungen verschont.

Eine schreckliche Szene ist mir persönlich noch gut in Erinnerung, obwohl ich damals erst zweieinhalb Jahre alt war. Im Frühherbst 1945 holten Soldaten alle arbeitsfähigen Frauen und Männer aus ihren Häusern ab, um sie in

Arbeitslager in die Sowjetunion zu bringen. Sie kamen auch zu uns und wollten meine Mutter und meine Tante mitnehmen. Wir Kinder sollten von der Oma versorgt werden. Wir weinten sehr laut und klammerten uns an unsere Mütter. Daraufhin entschied der Führer der Gruppe, dass nur eine der jungen Frauen mitkommen und die andere die Kinder weiter versorgen sollte. Glücklicherweise entschied sich meine Tante Irmgard mitzugehen. Sie konnte aber kurz vor dem Abtransport fliehen und stand einige Wochen später wieder vor unserer Tür.

Nach 1946 gab es in unserer Gegend weniger sowjetische Soldaten, auch deren Belästigungen hörten auf. Dafür kamen immer mehr Polen, die noch all das, was uns verblieben war, plünderten. Besonders quälte uns in dieser Zeit der Hunger, da es keine Ernte und keine Vorräte gab. Im Sommer kochten die Erwachsenen aus Sauerampfer, Brennesseln und Buchweizenkörnern eine Suppe. Dafür plünderten sie die Nester der Vögel und kochten die Jungvögel in der Suppe, egal was sie fanden: Amseln, Drosseln oder Spatzen. Wir versuchten einige Kartoffeln zu pflanzen, aber sie waren am nächsten Tag verschwunden. So warteten wir voller Ungewissheit auf die Zukunft. In den größeren Städten gab es gelegentlich Hilfspakete aus Schweden, die uns auf dem flachen Land aber nicht erreichten.

An ein besonderes Ereignis kann ich mich noch sehr gut erinnern. Zu Ostern 1947 hatten die Erwachsenen für uns Kinder jeweils ein Hühnerei beschafft. Sie kochten Zwiebelschalen im Wasser und färbten darin die Eier rötlich braun. Die versteckten sie im Garten, und wir mussten sie suchen. Ich fand mein Ei unter einer großen Tanne.

Wir wurden in dieser Zeit von der Behörde aufgefordert, die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen, was wir aber ablehnten. Eines Tages im Herbst 1947 klopfte dann ein polnischer Mann, er hieß Adam Grimelsky, an unsere Tür und sagte uns, dass er unser Haus haben möchte und wir ausziehen sollten. Meine Oma, die aus **Masuren** stammte, sprach gut polnisch. Sie ging sofort zur polnischen Kommandantur und beschwerte sich in polnischer Sprache so heftig, dass die Beamten sehr unsicher wurden, weil sie nicht wussten, ob sie eine deutsche oder eine polnische Frau vor sich hatten. Aber auch sie bestätigten, dass der polnische Mann unser Haus übernehmen dürfe und wir es verlassen müssten. Nach langen Verhandlungen gab es nur eine Lösung. Da wir ohnehin nicht die polnische Staatsangehörigkeit annehmen wollten und nun auch keine Unterkunft

hatten, wurde festgelegt, dass wir mit dem nächsten Aussiedlerzug nach Deutschland ausgewiesen würden. Darüber waren wir sehr froh.

Die Erwachsenen nähten aus Teppichen Rucksäcke, in die sie Kleidung und weitere Wertsachen verstauten. Geschirr, Schuhe und weitere Habseligkeiten packten sie in eine Zinkwanne. Das wenige Geld wurde am Körper versteckt oder in die Kleidung eingenäht. Da meine Tante Irmgard zwischenzeitlich die Nachricht erhielt, dass ihr Ehemann Hans in Hessen lebte, beantragte sie eine Ausreise in diese Richtung, was von den polnischen Behörden auch genehmigt wurde. Somit trennten sich unsere Wege.

Am Bahnhof angekommen wurden meine Oma, meine Mutter und ich von den Polen nach Wertsachen untersucht. Sie tasteten die Kleidung ab, wir mussten die Schuhe ausziehen und sie durchwühlten unser Gepäck. Was ihnen wertvoll erschien, nahmen sie uns weg – unter anderem den goldenen Ehering meiner Mutter. Dann mussten wir in einen Viehwagen des Aussiedlerzuges steigen. Es gab keine Sitzbänke und so nutzten wir die Wanne als Sitzgelegenheit. Nach langem Warten setzte sich der Zug in Bewegung. Als er später auf der Brücke über die Oder anhielt, nahm meine Mutter mich auf den Arm, zeigte mir durch eine Öffnung des Wagens den Fluss und sagte: „Junge, jetzt verlassen wir unsere Heimat.“ Ich habe erst später verstanden, was sie damit meinte.

Der Zug brachte uns in die Nähe von Berlin, wo wir in einem Barackenlager untergebracht wurden. Zu Beginn mussten wir in einem Raum duschen. Dann wurde uns weißes Pulver auf den Kopf gestreut. Wie wir anschließend erfuhren, sollte es die Läuse in unseren Haaren abtöten. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir die Toiletten: Auf einem Brett mit Löchern saßen Männlein und Weiblein einträchtig in bunter Reihe zusammen in einem Raum und verrichteten ihre Notdurft.

Nach 14 Tagen verließen wir das Barackenlager und fuhren mit dem Zug nach Naumburg. Dort wurden wir in einem Raum für drei Personen in der Nähe von Weißenfels untergebracht. In dieser Zeit hatte ich die Masern und meine Mutter eine Blutvergiftung im Arm, die gerade noch im letzten Moment erkannt und behandelt wurde.

Zwischenzeitlich erhielten wir die Nachricht, dass mein zum Volkssturm eingezogener Großvater mittlerweile in der Nähe von Oldenburg lebte.

Zu ihm wollten wir. Also bereiteten wir im Frühjahr 1948 die Flucht in die britische Besatzungszone vor. Damals erhielt man viele Ratschläge und auch Adressen an die man sich wenden konnte, um die Grenze illegal zu passieren.

Eines Tages brachen wir mit allem, was wir aus Ostpreußen mitgebracht hatten. auf und fuhren mit dem Zug bis an die Grenze bei Wittingen. In einem Gasthof ließen mich meine Mutter und Großmutter allein, um mit einem, wie man heute sagen würde, Schlepper die Flucht zu besprechen. Nach einiger Zeit kamen sie mit einem Mann zurück. Da noch etwas Zeit war, setzte er sich zu uns. Dabei packte er etwas aus und gab es mir. Es war ein weißes Teil mit dunkelroten runden Scheiben belegt. Ich schaute meine Mutter fragend an, was ich damit machen sollte. Sie sagte, das ist ein Butterbrot mit Wurst, das kannst du essen. Ich hatte vorher noch nie ein belegtes Brot gesehen. Wir aßen meistens nur trockenes Brot oder beschmiert mit Margarine.

Nachdem ich mein Brot aufgegessen hatte, es schmeckte hervorragend, standen die Erwachsenen auf, nahmen unser Gepäck und wir gingen in dunkler Nacht zur Grenze. Der Mond schien ein wenig, so dass wir die Umgebung noch erkennen konnten. Endlich kamen wir an einen Maschendrahtzaun, der im unteren Bereich nach oben gebogen war, so dass dort ein Loch entstand. Der Schleuser, übrigens ein Grenzpolizist, erhielt von meiner Mutter eine Belohnung, die aus Zigaretten und anderen Tabakwaren bestand. Er sagte zu uns: „Ihr geht erst 20 Meter durch das Gebüsch, dann kommt ihr auf eine Straße, die ihr nach links gehen müsst. Nach 2 Kilometern findet ihr ein Gasthaus und von dort geht ihr weiter nach Wittingen zum Bahnhof. Aber seid vorsichtig auf der Straße, sie ist sehr zerstört und voller Bombentrichter.“

Wir krochen unter dem Zaun hindurch, fanden die Straße und machten uns auf den Weg. Da es noch dunkel war, mussten wir natürlich sehr vorsichtig sein wegen der vielen Unebenheiten auf der Straße. Ein Ereignis ist mir dennoch gut in Erinnerung geblieben. Meine Großmutter stolperte und fiel in einen Bombentrichter. Der Rucksack flog über ihren Kopf. Als ich dies sah, schrie ich ganz laut: „Der Oma ist der Kopf abgerissen.“ Dem war dann doch nicht so. Meine Großmutter krabbelte aus dem Loch und wir gingen weiter.

Im Gasthof angekommen, erhielten wir eine warme Brühe und ruhten uns erst einmal aus. Wahrscheinlich bin ich auch eingeschlafen. Am nächsten Morgen gingen wir zum Bahnhof in Wittingen und fuhren mit dem Zug erleichtert nach **Hude** im Landkreis Oldenburg. Dort sah ich zum ersten Mal bewusst meinen Großvater Wilhelm Fenske. Er holte uns mit Pferd und Wagen vom Bahnhof ab. Es war eine herzerreißende Szene, als meine Großmutter und meine Mutter ihm in die Arme fielen und vor Freude weinten. Wir fuhren dann 6 Kilometer bis nach Hurrel, wo mein Großvater auf dem **Hof** von **Gerhard Janzen** lebte.



Gretes Weg von Ostpreußen nach Hurrel nach der Ausweisung im Herbst 1947 (zum Vergrößern bitte anklicken)

Während meine Mutter sich mit meinem Großvater eine Kammer auf dem Janzen-Hof teilte, wurden meine Großmutter und ich in einem kleinen, reetgedeckten **Haus** in einem Zimmer untergebracht. Dort gab es nur ein Bett, in dem ich mit meiner Großmutter schlief. Das Haus war eine **Rauchkate** ohne Schornstein. Der Herd hatte ein kurzes Ofenrohr, durch das der Rauch in den Raum strömte und sich dann seinen Ausgang über die Diele, auf der eine Kuh und zwei Schweine untergebracht waren, suchen musste. Die Wände waren schwarz und schmierig vom Rauch. In dem Haus lebten außer uns eine ältere Frau, **Gesine Grummer**, und ihre Tochter **Alwine**. An Vergiftungen durch **Kohlenmonoxid** dachte wohl niemand. Es waren sehr nette Frauen. Am Abend saßen wir oft zusammen in ihrem Wohnzimmer. Dann kam auch meine Mutter dazu, die tagsüber bei Gerhard Janzen arbeitete.

Nach unserer Ankunft waren wir glücklich und zufrieden, endlich ohne Angst leben zu dürfen. Aber es gab noch ein Problem zu lösen. Wir waren nun in der britischen Zone und mussten auch offiziell unseren Wohnsitz anmelden, um dort zu wohnen und auch die notwendigen Lebensmittelkarten zu erhalten.

Hierfür benötigten wir eine Zuzugsgenehmigung. Ein Dokument, das der zuständige Beamte auf dem Landratsamt in Oldenburg für meine Großmutter unter dem Bezug auf Familienzusammenführung ohne Einwände ausstellte.

Bei meiner Mutter und mir sah die Angelegenheit schon anders aus. Der Beamte erklärte meiner Mutter, dass wir beide keine Zuzugsgenehmigung erhalten würden und unverzüglich wieder in die sowjetische Besatzungszone zurückkehren müssten. Er drohte sogleich mit polizeilichen Maßnahmen.

Am Abend dieses Tages flossen viele Tränen, denn wo sollte eine Kriegerwitwe mit ihrem Sohn hin? Irgendwann stand Gerhard Janzen auf, nahm ein langes Messer und ging in die Speisekammer. Dort schnitt er ein Stück Schinken, ein Stück Speck und ein Stück Wurst ab, wickelte einige Eier in Zeitungspapier und verschnürte alles in ein Paket. Das gab er meiner Mutter und sagte: "Morgen fährst du wieder zu dem Beamten." Was meine Mutter auch mit viel Herzklopfen tat. Als sie beim entsprechenden Beamten zur Tür herein kam, schaute er sie mürrisch an und sagte, dass er ihr doch gestern schon mitgeteilt habe, dass sie keine Zuzugsgenehmigung erhalten würde. Da reichte meine Mutter ihm das Paket unter dem Tisch. Er ergriff es, schaute nach rechts und nach links, nahm das Antragsformular, stempelte es ab und unterschrieb es wortlos. Durch diesen glücklichen Vorgang erhielten wir unsere Zuzugsgenehmigung.

Im Jahr nach unserer Ankunft zog ich mit meiner Mutter, den Großeltern und der Familie von **Kurt** und **Else Klingbeil** in eine ehemalige Wehrmachtbaracke um. Sie hatte vorher auf dem **Grundstück** von **Georg Tönjes** gestanden und konnte auf ein von der Gemeinde Hude gepachtetes **Stück Land** an der **B 75** umgesetzt werden. Die Pacht betrug 25 Mark im Jahr. Es war Ödland mit viel Heidekraut. Die Männer gruben einen Brunnen, aus dem wir Wasser mit einem Eimer schöpfen konnten. Es gab kein fließendes Wasser, jeder Eimer Wasser musste in das Haus getragen werden. Auch eine Abwasserleitung gab es nicht. Das Abwasser wurde in einem Eimer aufgefangen; war dieser voll, wurde er in den nahe gelegenen Graben ausgeschüttet.

Unsere Hälfte der Baracke enthielt drei Räume von je 9 Quadratmeter Größe. Als Möbel hatten wir einen alten Herd und drei Eisenbetten. Matratzen wie wir sie heute kennen, besaßen wir nicht. Die Erwachsenen nähten aus Kartoffelsäcken matratzengroße Säcke, in die sie Stroh stopften.

Darauf haben wir gut und weich geschlafen. Meine Großeltern schliefen in einem Zimmer, meine Mutter und ich in einem Bett in einem anderen. Das dritte Zimmer war Küche, Esszimmer und Kommunikationsraum, hier hielten wir uns am Tage auf. In den Zimmern hatten wir keine Öfen. Im Winter waren an kalten Tagen die Wände mit Eis überzogen. Lediglich in der Küche heizte der Herd den Raum.

Die Fenster waren sehr undicht mit einfachem Glas. Im Winter zog kalte Luft durch die Ritzen. Gebadet wurde immer am Sonabend in der Zinkwanne, die wir aus Ostpreußen mitgebracht hatten. In einem großen Topf wurde auf dem Herd das Badewasser erhitzt und in die Badewanne gegossen. Da wir nicht so viel Wasser erhitzen konnten, wie wir für eine Wannenfüllung brauchten, wurden zusätzlich große Steine im Backofen erhitzt, die dann ebenfalls in das Badewasser hineingelegt wurden. Für mich war das ein spannender Vorgang, denn immer, wenn die Steine ins Wasser gelegt wurden, zischte und dampfte es ganz fürchterlich. Als erster wurde ich gebadet, dann folgten meine Mutter, meine Großmutter und zuletzt mein Großvater. Alle badeten im gleichen Wasser, es wurde nur durch neues, heißes Wasser aufgefüllt.



Foto der Baracke an der B 75, aufgenommen in den 60er Jahren

Da wir keine Möbel hatten, holte mein Großvater von einem nahe gelegenen Sägewerk Bretter und Holzleisten. Daraus zimmerte er einen Tisch, vier Stühle und eine Fußbank. Da die Bretter nicht gehobelt waren, mussten wir vorsichtig sein, um unsere Kleidung oder freie Körperteile nicht durch die rauen Oberflächen zu verletzen. Oft hatte ich im Sommer Holzsplitter in

Oberschenkeln oder Armen. An den Wänden wurden Bretter als Ablage für das Geschirr und für Kleidungsstücke befestigt.

Da wir bis 1955 keinen Strom hatten, besaßen wir weder elektrisches Licht noch andere Elektrogeräte. Zum Leuchten am Abend hatten wir eine Petroleumlampe. Sie war sehr empfindlich. Wenn man sie anzündete, konnte es passieren, dass der Glaszylinder in viele Einzelteile zersprang, weil er kalt war und die Wärme der Flamme ihn urplötzlich erwärmte. Wenn dies passierte, war für uns der Tag zu Ende, und wir gingen ins Bett. Kerzen besaßen wir nicht.

In der Baracke gab es keine Toilette. Mein Großvater zimmerte aus Holz ein kleines Häuschen, in dem er ein Brett mit einem Loch einbaute. Wenn wir dieses Plumpsklo bei Dunkelheit benutzen wollten, mussten wir eine Sturmlaterne anzünden, damit wir den Weg fanden. Trotz dieser einfachen Lebensumstände habe ich meine Mutter und meine Großeltern nie jammern gehört. Sie hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden.



Roggenernte neben der Baracke in den 50er Jahren

Wir hatten in dieser Zeit wenig Geld. Mein Großvater und meine Mutter mussten einmal in der Woche sechs Kilometer nach Hude gehen und später mit dem Fahrrad fahren, um persönlich beim Arbeitsamt zu erscheinen und die Arbeitslosenunterstützung abzuholen. Dabei fällt mir noch eine Kuriosität ein. In den ersten Jahren hatten wir nur ein Fahrrad. Damit konnten zwei Erwachsene aber nicht zusammen fahren, also erleichterten sie sich den Weg, indem jeweils einer von beiden eine Strecke von vielleicht rund 200 Metern mit dem Fahrrad fuhr, das Fahrrad dann an einen Baum stellte und weiter zu Fuß ging. Der andere kam zu Fuß beim Fahrrad an, bestieg es und fuhr damit weiter, überholte den anderen, fuhr dann noch 200 Meter weiter

und stellte es an den nächsten Baum. So wechselten sich meine Mutter und mein Großvater ab, bis sie im Hude angekommen waren. Ob diese Technik insgesamt ein schnelleres Erreichen des Zieles ermöglichte, kann ich nicht beurteilen. Aber sie hatten das Gefühl, schneller voran zu kommen.

Im April 1950 wurde ich eingeschult. Dazu kaufte mir meine Mutter einen Tornister aus Presspappe, der mit einer schwarzen Lackschicht überzogen war. Zum Schreiben erhielt ich eine Schiefertafel, einen Griffel aus Schiefer als Schreibstift und einen Lappen, mit dem ich die Schrift auf der Tafel löschen konnte. Als ich im vierten Schuljahr war, wollte meine Mutter, dass ich aufgrund meiner guten Zeugnisnoten nach Oldenburg zur Mittelschule gehen sollte. Damals brauchte man eine Zeugnisabschrift von der Schule zur Anmeldung. Als meine Mutter diese von unserem Lehrer **August Meyer** anforderte, sagte er ihr, es habe keinen Zweck, einen Vertriebenen-Jungen wie mich auf eine höhere Schule zu schicken. Ich könne doch bei den Bauern als Knecht arbeiten oder wenn ich unbedingt etwas lernen möchte, beim örtlichen Schmied in die Lehre gehen. Gott sei Dank blieb meine Mutter standhaft – mit einem Spruch, den ich mehrfach zu hören bekam: Mein Sohn soll es einmal besser haben als ich, und dafür werde ich alles tun.

Oft tat mir meine Mutter leid – besonders im Winter, wenn sie beim Korndreschen bei den Bauern half, damit wir wenigstens etwas Geld hatten. Ich merkte es ihr an, wie ihr der Rücken schmerzte, aber sie war sehr tapfer und klagte nie. Sie hatte ein schweres Los. Da mein Vater verschollen war, wusste sie nicht, ob er im Krieg gefallen oder in Gefangenschaft geraten war. Bis 1955 kamen ja noch Kriegsgefangene aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück und solange hoffte sie auch, dass mein Vater vielleicht dabei sein könnte.

Manchmal habe ich nachts im Bett geweint, wenn mir bewusst wurde, dass fast alle Freunde und Mitschüler einen Vater hatten, nur ich hatte keinen. Dies wirkte sich auch auf unsere wirtschaftlichen Verhältnisse aus. Durch den Fleiß meiner Großeltern und meiner Mutter brauchten wir nicht mehr hungern, aber wir hatten kein Geld, um etwas zu kaufen. Es war schon sehr traurig für mich, wenn im Dorf das Schützenfest gefeiert wurde. Während meine Freunde eine Mark von ihren Eltern erhielten, gab mir meine Mutter 10 Pfennige. Dafür konnte ich entweder einmal mit dem Karussell fahren, in der Schießbude auf eine Blume schießen oder mir eine Lutschstange kaufen. Den ganzen Nachmittag stand ich auf dem Rummelplatz und konnte

mich nicht entscheiden, welche der drei Möglichkeiten ich wählen sollte. Meine Freunde hatten es da sehr viel leichter. In solchen Situationen sagte mir meine Mutter immer tröstend, wir dürfen nicht verzweifeln, wir müssen uns anstrengen, um vielleicht einmal eine bessere Zukunft zu erleben.

Diese bessere Zukunft begann 1955, als wir Anschluss an das Stromnetz erhielten und damit auch eine elektrische Beleuchtung. Für mich war das sehr wichtig: Nun konnte ich im Winter meine Schularbeiten bei hellem Licht machen. Auch finanziell ging es uns besser, da meine Mutter eine bescheidene Witwenrente erhielt.

Meine Mutter war, obwohl ich ihr einziges Kind war, sehr streng. Wenn ich in der Schule eine schlechte Note bekam, gab es gelegentlich ein paar Ohrfeigen und Hausarrest. Damals konnte man schlechte Noten nicht vor den Eltern verheimlichen, da jede Klassenarbeit nach der korrigierten Rückgabe von den Eltern als gesehen unterschrieben werden musste. Leider war ich in Rechtschreibung sehr schwach und bekam daher auch entsprechend schlechte Noten bei den Diktaten. Dann übte meine Mutter mit mir, indem sie mir die verschiedensten Texte der Nordwest-Zeitung diktierte. Hatte ich viele Fehler bei diesen Übungen gemacht, wurden weitere Diktate geschrieben. Damit war das Spielen auf dem Hof vorbei.

Falls ich mal wegen irgendwelcher Dummheiten ins Klassenbuch eingetragen wurde, was selten vorkam, verabreichte sie mir ebenfalls einige Ohrfeigen und ich durfte nicht nach draußen. Somit war ich dazu verdammt, erfolgreich zu sein. Andererseits gewährte sie mir aber auch viele Freiheiten. Sonntags durfte ich mit dem Fahrrad nach Hude fahren und mir die Spiele des FC Hude ansehen. Falls ich etwas Geld hatte, erlaubte ich mir, anschließend im Kino Schauburg in Hude einem Film anzusehen.

Da die Busverbindung zur Mittelschule in Oldenburg sehr schlecht war und ich wegen des Nachmittags-Unterrichts oft erst nach 18.30 Uhr nach Hause kam, beschloss meine Mutter, mir im Frühjahr 1959 ein Moped zu kaufen. Da ich noch keine 16 Jahre alt war, musste ich beim Verkehrsamt in Oldenburg eine Sondergenehmigung beantragen, die ich auch nach einem längeren Gespräch mit dem Amtsleiter erhielt. Meine Mutter kaufte mir von ihren Ersparnissen eine Victoria Super Luxus. Da dieses Moped für zwei Personen zugelassen war, habe ich sie oft mitgenommen, was sie sehr erfreut hat.

Eine besonders schöne Zeit haben meine Mutter und ich in den drei Jahren von 1960 bis 1963 erlebt, als wir beide alleine in der Baracke wohnten. Ich hatte viele Freiheiten und durfte zum Beispiel am Sonnabend sehr lange zu Schützenfesten unterwegs sein. Meine Mutter vertraute mir auch, denn sie wusste, dass ich wohl keinen Unsinn anstellen würde. Manchmal kam ich erst morgens nach Hause, wenn es schon hell wurde.

Nachdem ich die Mittlere Reife an der Mittelschule Margaretenstraße in Oldenburg bestanden hatte, besorgte meine Mutter mir über den Dorfschullehrer August Meyer, dessen Haushalt sie führte, eine Lehrstelle als Kraftfahrzeugmechaniker bei der Firma Auto Martens. Sehr erfreut war sie, als ich nach schon drei Jahren – die reguläre Lehrzeit betrug dreieinhalb Jahre – meine Gesellenprüfung bestand. Für sie und auch für mich war es sehr wichtig, dass ich anschließend ein Ingenieurstudium absolvieren sollte.

Damals gab es häufig längere Wartezeiten an den Ingenieurschulen, aber in München konnte ich vier Monate nach meiner Gesellenprüfung – am 16. September 1963 – die Ausbildung zum Kraftfahrzeug-Ingenieur beginnen. So war ich fünf Monate in München und kehrte dann für circa einen Monat in den Semesterferien nach Hurrel zurück. In den Sommermonaten arbeitete ich bei einigen Bauern, um etwas Geld zu verdienen.

Trotz der Trennung war meine Mutter glücklich und tat alles, damit ich das Studium absolvieren konnte. Damals gab es leider keine staatliche Hilfe wie heute. Meine Mutter beantragte beim Landkreis Oldenburg eine Ausbildungsbeihilfe für mich als Halbwaisen; stieß damit beim zuständigen Beamten jedoch auf völliges Unverständnis. Er antwortete nur frech: "Ihr Sohn hat eine Ausbildung als Kfz-Mechaniker, der soll gefälligst arbeiten und braucht kein Studium." Trotzdem schickte meine Mutter mir jeden Monat 200 Mark. Von diesem Geld musste ich die Miete mit Nebenkosten, die Lebensmittel, die Straßenbahnfahrkarte und die Lehrmittel bezahlen. Ein warmes Essen konnte ich mir in dieser Zeit nicht leisten, denn eine Mensa hatte die Ingenieurschule nicht. Glücklich und stolz war meine Mutter, als ich 1966 meine Abschlussprüfung als Semesterbester mit der Note 1,7 bestand.

Von dieser Zeit an änderte sich unser Leben. Mein neuer Arbeitsplatz war bei Volkswagen in der technischen Entwicklung in Wolfsburg. An den

Wochenenden kam ich regelmäßig zu meiner Mutter nach Hurrel. Es gab aber noch einen zweiten Grund, denn meine Verlobte und heutige Ehefrau Heike Schote wohnte in Hude. Mit ihr verbrachte ich das Wochenende entweder bei uns in Hurrel oder in Hude. Dabei möchte ich noch erwähnen, dass Heike in der Zeit, als ich in München studierte, jeden Sonntag mit dem Fahrrad meine Mutter und meine Großmutter besuchte. Es entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen allen dreien. Da meine Mutter in ihren Jugendjahren richtig Nähen gelernt hatte, fertigte sie für Heike viele schöne Kleider.

Leider kühlte das gute Verhältnis ab, als ich meiner Mutter eröffnete, dass Heike und ich im Oktober 1967 heiraten wollten. Sie glaubte, dadurch ihren einzigen Sohn zu verlieren. Dem war aber nicht so. Im Jahr 1968 kauften wir mit ihrer Beteiligung – sie ließ sich einen Teil ihrer Rente kapitalisieren – ein Grundstück in **Gifhorn** und bauten darauf ein Haus für zwei Familien. Die Wohnung im ersten Stock war für sie und meine Großmutter vorgesehen. Im Herbst 1969 zogen beide nach Gifhorn. Die Baracke in Hurrel übergab meine Mutter Georg Wieting, der sie anschließend abbaute. Heute zeugt nur noch der Brunnen vom ehemaligen Anwesen.



Standort der ehemaligen Baracke, aufgenommen im Januar 2003

Meine Mutter verlebte bis 1981 ein unbeschwertes Leben. Alles, auf das sie über Jahrzehnte hinweg verzichten musste, war nun vorhanden: fließendes Wasser und Abwasser, eine Zentralheizung, Fernsehen oder Spaziergänge in der Innenstadt. Sie hatte Freude an den Enkelkindern Birgit und Bettina, wobei unsere ältere Tochter Birgit ihr besonderer Liebling war.

Leider stürzte im Jahr 1981 meine Großmutter Minna und erlitt einen Oberschenkelhalsbruch. Davon erholte sie sich zwar, doch es kamen mehrere Schlaganfälle hinzu und später erkrankte sie an Demenz. Meine

Mutter, meine Frau und auch unsere Töchter pflegten sie zuhause bis zu ihrem Tod im Jahr 1986.

Anschließend veränderte sich das Leben meiner Mutter. Sie besuchte Kurse an der Volkshochschule, engagierte sich in der evangelischen **Paulus-Kirchengemeinde** und leitete dort den Bastelkreis der Alten-Begegnungsstätte.

Zum Schmunzeln gibt es noch eine besondere Begebenheit. Als im August 1988 in der Stadt Gifhorn ein neuer Bürgermeister gewählt werden musste, gehörte ich zu den heißen Kandidaten. Natürlich wurde darüber auch in unserer Familie gesprochen, und es kam zu einer demokratischen Abstimmung. Es ergab sich ein spannendes Ergebnis. Da meine Frau Heike und die älteste Tochter Birgit schon ahnten, dass ich durch noch mehr ehrenamtliche Aufgaben noch weniger Zeit für die Familie haben würde, stimmten sie dagegen. Meine Mutter – stolz darauf, dass ihr Sohn solch ein ehrenvolles Amt bekleiden würde – war dafür. Unsere jüngste Tochter Bettina fand es super, wenn ihr Vater Bürgermeister werden würde, also stimmte sie auch dafür. Da ich mich für dieses Amt beworben hatte, konnte ich auch nur dafür sein. Das Ergebnis war drei zu zwei für meine Kandidatur. Alle haben mich anschließend tapfer unterstützt. Meine Mutter hat es sehr gefreut. Als ich gewählt wurde, hat sie mit den Nachbarn am Wahlabend einen schönen Empfang für mich mit rotem Teppich und Fackeln organisiert.

Da meine Mutter sehr sparsam lebte und mietfrei wohnte, konnte sie auch Geld sparen. Sie wollte in Gifhorn ein Stück Land besitzen, das nur ihr gehörte. Also kaufte sie sich ein Baugrundstück, auf dem sie Gemüse und Kartoffeln anbaute. Für sie war dies ein Stückchen Heimat, an dem sie viel Freude hatte. Nach ihrem Tod habe ich das Grundstück meinen Töchtern übertragen und darauf ein Vier-Familien-Haus gebaut.

Leider konnte meine Mutter diese für sie schöne Zeit nur vier Jahre bis 1990 genießen. Kurz nach ihrem 70. Geburtstag erfuhr sie, dass sie schwer an Darmkrebs erkrankt war. Nach einer schweren Operation erholte sie sich aber wieder und besuchte mit ihrer Schwester Irmgard und deren Kindern Brigitte und Siegfried die alte Heimat in Ostpreußen. Alle vier verlebten schöne Tage in ihrem Elternhaus in Wilhelmshof, wo sie aufgewachsen war. Als meine Mutter zurückkehrte, war sie dennoch sehr frustriert darüber, was aus dem

einstmals so schönen Anwesen geworden ist. Teile der Gebäude waren verfallen, einige Fenster mit Brettern zugenagelt.



Wohnhaus (links) und Viehstall mit Scheune in Wilhelmshof (2004)

Nach dieser Reise verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand zusehends. Nachts hatte sie Alpträume und schrie im Schlaf um Hilfe. Wahrscheinlich waren es Spätfolgen der Kriegszeit. Ich bin oft nachts zu ihr nach oben gegangen, um sie zu wecken.

Am 11. März 1991 ist sie zuhause gestorben. Ihre Schwester Irmgard war noch in den letzten Tagen bei ihr. Sie wurde auf dem evangelischen Friedhof in Gifhorn beerdigt. Wir pflegen ihr Grab liebevoll, besonders meine Frau pflanzt dort immer wieder schöne Blumen. Im gleichen Grab ist auch unser bei der Geburt verstorbener Enkelsohn Nicklas beerdigt, so dass nun Ur-Oma und Ur-Enkel sich das Grab teilen.

Meine Mutter hat für mich alles getan, was nur möglich war. Sie hat für mich gesorgt, gearbeitet, gelitten und meinen Lebensweg positiv beeinflusst. Dafür danke ich ihr. Ihren Spruch „Mein Sohn soll es einmal besser haben als ich“ hat sie in die Tat umgesetzt.



Anna Tönjes

20.08.1873 – 26.11.1947



Anna Tönjes – Biographie

Anna Katharine Johanne Tönjes wird am 20. August 1873 als erstes Kind von Tönjes Hinrich Wilkens Junior und Gesine Wilkens auf dem elterlichen Hof in Hurrel (heute: Udo und Svetlana Wilkens) geboren. Sie ist die ältere Schwester von Gesine Schweers, **Bernhard Wilkens**, Hinrich Wilkens und Friedrich Wilkens. Darüber hinaus hat sie mit Heinrich Wilkens, Johann Heinrich Wilkens und Catharine Grummer drei ältere Halbgeschwister aus den beiden früheren Ehen ihres Vaters mit **Metta Margareta Wilkens** und **Gesche Margarete Wilkens**.

In den Wochen und Monaten um Annas Geburt herum erschüttert der Gründerkrach die internationale Finanzwelt. Begonnen hat er am 9. Mai 1873 in Wien: Wenige Tage nach Eröffnung der Weltausstellung wechseln die Kurse an der zuvor boomenden Wiener Börse plötzlich die Richtung und reißen innerhalb weniger Stunden 120 Firmen in die Pleite. Über London und Paris erreicht die Krise am 19. September die Wall Street, wo die New York Stock Exchange nach dem Bankrott des Bankhauses Jay Cooke & Company zum ersten Mal in ihrer Geschichte für zehn Tage den Handel einstellen muss. Am 28. Oktober schließlich erlebt auch die Berliner Börse einen „Schwarzen Dienstag“.

Während rund um den Globus Vermögen zusammenschmelzen und Existenzen vernichtet werden, legt der amerikanische Farmer Joseph Glidden den Grundstein für seinen zukünftigen Reichtum. Mit einer vergleichsweise simplen Erfindung: Er verbessert im Herbst 1873 einen kurz zuvor von seinem Landsmann Henry Rose zum Patent angemeldeten Stacheldraht, indem er die daran angebrachten Metalldornen so fixiert, dass sie nicht mehr hin und her rutschen können. Dadurch hält Gliddens Draht auch dem Ansturm größerer Tiere stand und revolutioniert so die Weidehaltung von Rindern.

In Hurrel gibt es zu jener Zeit mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keinen einzigen Aktienbesitzer. Auch an Stacheldraht herrscht angesichts der im Vergleich zum Mittleren Westen der USA nur geringen Viehdichte zunächst einmal kein Bedarf. Dennoch hinterlässt zumindest das erste der genannten Ereignisse Spuren im Dorf. Infolge des Gründerkrachs sinken nämlich im Deutschen Reich auf breiter Front die Preise für landwirtschaftliche Produkte. Verstärkt wird die bis zum Ende des

Jahrzehnts anhaltende Abwärtsspirale durch billige Getreide-Importe aus den USA und Russland, denen Reichskanzler **Otto von Bismarck** schließlich ab 1878 mit **Schutzzöllen** begegnet.

Keine leichte Zeit also, in die Anna hineingeboren wird – ganz zu schweigen von im **Großherzogtum Oldenburg** allgegenwärtigen Plagen wie der bislang kaum erforschten **Tuberkulose** oder der noch immer **viel zu hohen Kindersterblichkeit**. So gesehen ist es fast schon eine glückliche Fügung, dass mit Ausnahme ihres ältesten Halbbruders Heinrich und einer ebenfalls in der ersten Ehe des Vaters namenlos verstorbenen Halbschwester alle Geschwister das Erwachsenenalter erreichen.

Kurz vor der Geburt von Bruder Hinrich im Juni 1880 wird Anna in die **Volksschule** in **Lintel** eingeschult. Dort gehören neben Schwester Gesine **Sophie Witte**, **Hinrich Schweers** und **Johann Wachtendorf** zu ihren in etwa gleichaltrigen Mitschülern. Im selben Jahr wandert einer der etwas älteren Mitschüler, **Heinrich Brockshus**, mit seinen Eltern und zwei bereits konfirmierten Geschwistern nach Nordamerika aus – ein Ereignis, das im Dorf bestimmt für Gesprächsstoff sorgt. Denn die Auswanderungen von Hurrelern häufen sich. Neben Heinrichs älteren Geschwistern **Hermann**, **Johann Hinrich**, **Mette** und **Johann Christian Brockshus** sind unter anderem **Gesine Haverkamp**, **Beta Mönnich**, **Bernhard Tönjes**, **Johann Tönjes** und **Heinrich Tönjes** diesen Weg gegangen. Gut möglich, dass Anna schon vor ihrer Konfirmation so manches Mal darüber nachdenkt, den gleichen Schritt zu tun. Ihre Chancen, eines Tages den elterlichen Hof übernehmen zu können, tendieren schließlich bei vier Brüdern und einer jüngeren Schwester gegen Null.

Wie die Beziehung zu ihrem künftigen Ehemann Heinrich Tönjes zustande kommt, darüber lässt sich nur spekulieren. Denn als Heinrich – mutmaßlich am 11. April 1878 – Deutschland Richtung **Nebraska** verlässt, ist Anna erst vier Jahre alt und dürfte vom Abschied des damals 18-Jährigen kaum Notiz nehmen. Zwischen den Familien Wilkens und Tönjes gibt es überdies zu diesem Zeitpunkt weder verwandtschaftliche noch nachbarschaftliche Kontakte. Denkbar ist allerdings, dass Annas elf Jahre älterer Halbbruder Johann Heinrich die Verbindung zu seinem ausgewanderten Schulkameraden aufrechterhält. Sollte Heinrich, der mittlerweile in **Hooper** lebt und dort für einen ebenfalls deutschstämmigen Farmer arbeitet, ihm hin und wieder schreiben, dürfte er das Leben im „**Gilded Age**“ der

aufstrebenden Vereinigten Staaten in recht positiven Farben schildern. Und Johann Heinrich vielleicht sogar auffordern, ihm zu folgen.

Wie auch immer: Im Herbst 1892 kehrt Heinrich noch einmal nach Hurrel zurück und verbringt einige Monate auf dem elterlichen, mittlerweile von seinem Bruder **Johann Friedrich Tönjes** geführten **Hof** (heute: Heiko Pflug). Am Ende dieses Besuchs sind Anna, damals 19, und Heinrich ein Paar. Sie erklärt sich bereit, mit ihm in die USA zu gehen, und nicht nur das: Auch Johann Heinrich Wilkens wagt das Abenteuer Auswanderung, begleitet von Heinrichs Kusine **Sophie Tönjes**.

Der erste Teil ihrer Reise ohne Wiederkehr führt Anna nach **Chicago**, wo Johann Heinrich und Sophie am 17. Juni 1893 heiraten. Für die folgenden anderthalb Jahre klafft in den aus Annas Familie überlieferten Erinnerungen eine Lücke: Erzählungen zufolge arbeitet Anna eine Zeitlang in der **von vielen deutschen Auswanderern bevölkerten Stadt**, während Heinrich nach Nebraska zurückkehrt. Möglicherweise geht es bei der vorübergehenden Trennung darum, schnellstmöglich jeden verfügbaren Dollar für den geplanten Kauf einer eigenen Farm zusammenzubekommen.

Spätestens Anfang 1895 trifft auch Anna in Nebraska ein, am 5. Februar steht sie mit Heinrich in Hooper vor dem Traualtar. Nur kurz nach der Hochzeit verwirklicht sich ihr Traum vom eigenen Acker- und Weideland: Es liegt – inklusive dazugehörigem Farmgebäude – rund 60 Kilometer weiter nördlich nahe der Ortschaft **Pender**, mitten im Reservatgebiet der **Omaha-Indianer**. Dort bringt Anna am 7. Dezember 1895 Tochter Sophia zur Welt. Doch die Freude über den Nachwuchs währt nur kurz: Schon am 3. Januar des darauffolgenden Jahres tut Sophia bei **vermutlich eisigen Temperaturen** ihren letzten Atemzug.

Obwohl Annas nächstgeborene Kinder Louise (Dezember 1896) und Henry (Januar 1898) ebenfalls mitten im Winter zur Welt kommen, überstehen sie die allen Fortschritten bei der Geburtsnachsorge zum Trotz oft noch immer kritischen ersten Lebensmonate. Letzteres gilt auch für George (Juli 1899), Adele (Mai 1901), Harry (April 1903), Martha (November 1904), Raymond (März 1913) und Martin (Februar 1915). Lediglich die fünfte, im Februar 1906 geborene Tochter Hertha stirbt wie Sophia bereits nach wenigen Wochen. Insgesamt zieht Anna so neben der Arbeit auf der Farm acht Kinder groß und erlebt in dieser Zeit den **Spanisch-Amerikanischen Krieg**,

den Ersten Weltkrieg mit der ab 1917 grassierenden anti-deutschen Hysterie, die 1919 eingeführte Prohibition und schließlich den „Black Thursday“ an der New Yorker Börse, der direkt in die Weltwirtschaftskrise mündet – ein noch epochaleres Ereignis als der in Annas Geburtsjahr ausgebrochene Gründerkrach.

Bereits ein Jahr vor dem erneuten Zusammenbruch der Börse siedelt Anna mit Heinrich und den beiden jüngsten Söhnen Raymond und Martin nach West Point über. Ihre Farm führen derweil Sohn Harry und dessen Ehefrau Rose weiter. Heinrich, gesundheitlich schon seit längerem angeschlagen, stirbt im Oktober 1933. Die folgenden, vor allem durch die Schrecken des Zweiten Weltkriegs geprägten Jahre verbringt Anna in ihrem Haus an der South Nippon Street in West Point. Dort stirbt sie am 26. November 1947 an Herzversagen und wird vier Tage später an der Seite Heinrichs auf dem Friedhof der St. John's Lutheran Church in Pender beerdigt.

Video von 1933

Auf YouTube gibt es ein Video, das das Leben und Arbeiten auf der von Heinrich und Anna Tönjes in Nebraska begründeten Farm zu Beginn der 30er Jahre dokumentiert. Die Aufnahmen stammen aus dem Nachlass von Adele Obermaier, der Tochter von Heinrichs Kusine Sophie Wilkens. Hinter der Kamera standen in der Regel Adele oder ihr Mann Martin Obermaier. Der von Nancy Jensen (eine Ur-Enkelin von Sophie Wilkens) online gestellte Film ist 19.02 Minuten lang. In zwei Sequenzen (16.15 Min. – 16.34 Min. und 17.11 Min. – 17.18 Min.) sind Heinrich und Anna zu sehen:



Zum Aktivieren bitte auf das Bildschirmfoto klicken und anschließend das Video mit dem rot hinterlegten Dreieck in der Mitte des Bildes starten (Vor- und Zurückspulen mit dem roten Punkt auf der Leiste am unteren Bildrand)



Georg Rüdebusch

25.10.1889 – 23.03.1907



Georg Rüdebusch – Biographie

Georg Hermann Rüdebusch wird am 25. Oktober 1889 als sechstes Kind von Johann Heinrich Rüdebusch und Anna Rüdebusch auf dem elterlichen Hof in Hurrel (heute: Birgit Ganteföhr) geboren. Er ist der jüngere Bruder von Johann Diedrich Rüdebusch, Heinrich Rüdebusch, Frieda Barkemeyer, Martha Petermann und **Gesine Müller**. Darüber hinaus hat er mit Johann Hermann Wübbenhorst, August Wübbenhorst, Aline Wübbenhorst und Hermann Theodor Wübbenhorst vier zum Zeitpunkt seiner Geburt bereits verstorbene Halbgeschwister aus der ersten Ehe seiner Mutter mit **Diedrich Wübbenhorst**.

Wenige Wochen nach Georgs Geburt veröffentlicht Bertha von Suttner ihren Anti-Kriegsroman „Die Waffen nieder!“ Darin schildert die österreichische Friedens-Aktivistin die fiktiven Erlebnisse der Wiener Gräfin Martha Althaus, die in vier zwischen 1859 und 1871 geführten Kriegen (Sardinischer Krieg, Deutsch-Dänischer Krieg, Preußisch-Österreichischer Krieg, Deutsch-Französischer Krieg) zwei Ehemänner, ihre Geschwister und ihren Vater verliert. Danach wird Martha Althaus nur noch von einem einzigen Gedanken beherrscht: „Die Kriege müssen aufhören. Und jeder Mensch muss beitragen, was er nur immer kann, auf dass die Menschheit diesem Ziele – sei's auch nur eine Tausendstel Linie – näher rücke.“

Die Veröffentlichung macht Bertha von Suttner auf einen Schlag zu einem Aushängeschild der damals auch im Deutschen Reich viele Anhänger findenden Friedensbewegung. Während sie in den folgenden Jahren nahezu pausenlos durch Europa reist und auf zahlreichen Friedenskongressen für ihre Ideen wirbt, wächst Georg in einem vermutlich deutlich militaristischer geprägten Umfeld auf. Schließlich ist das nahegelegene Oldenburg ein bedeutender Garnisons-Standort, das dort beheimatete Infanterie-Regiment Nr. 91 drückt der damals rund 20.000 Einwohner zählenden Stadt seinen Stempel auf. Zwischen 1893 und 1896 führt dort der spätere „Held von Tannenberg“ und Reichspräsident Paul von Hindenburg den Oberbefehl.

Noch während Hindenburgs Dienstzeit in Oldenburg wird Georg in die Volksschule in Lintel eingeschult, ab 1897 besucht er dann die in jenem

Jahr neu errichtete Volksschule Hurrel (heute: Gunda Hagestedt). Zu den in etwa gleichaltrigen Mitschülern gehören neben seiner ein Jahr älteren Schwester Gesine unter anderem Adele Busch, Frieda Busch, Johann Mönnich, Gerhard Schwarting und Friedrich Wilkens.

Gemäß in der Gemeinde Hude geltendem Jüngstenrecht ist es an Georg, eines Tages den 1521 zum ersten Mal urkundlich erwähnten Rüdebusch-Hof zu übernehmen. Deshalb besucht er ab Herbst 1905 – neben der täglichen Arbeit auf dem elterlichen Betrieb – die Landwirtschaftliche Winterschule in Delmenhorst. Ein aus dieser Zeit erhaltenes Zeugnis bescheinigt Georg durchweg gute Leistungen, einschließlich der Fächer „Betragen“, „Ordnung“ sowie „Fleiß und Aufmerksamkeit“.

Ob der Bertha von Suttner im Dezember 1905 verliehene Friedensnobelpreis bei Georg und seinen Klassenkameraden zum Gesprächsthema wird, ist nicht überliefert. Zumindest innerhalb der Familie gibt es zu diesem Zeitpunkt andere Sorgen. Georgs Vater Johann Heinrich ist schwer erkrankt, er stirbt im Oktober 1906 an einem Magengeschwür. Auch seine mit im Haushalt lebende Großmutter Anna Clauss – beim Tod des Vaters 86 Jahre alt – baut körperlich stark ab.

Wie es derweil um Georgs eigene Gesundheit steht, lässt sich allenfalls vermuten. Er stirbt am 23. März 1907 im Alter von nur 17 Jahren in einem Oldenburger Krankenhaus. Als Todesursache nennt das Kirchenbuch eine „Leberkrankheit“. Der Eintrag kann durchaus als Hinweis auf eine Infektion mit Tuberkulose gelten – also jener Krankheit, an der bereits seine vier Halbgeschwister und vermutlich auch der älteste Bruder Johann Diedrich im frühen Kindesalter verstorben sind. Beerdigt ist Georg wenige Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude.



Karl Barkemeyer

20.10.1912 – 25.11.1989



Karl Barkemeyer – Biographie

Karl Gustav Barkemeyer wird am 20. Oktober 1912 als zweites Kind von Georg Barkemeyer und Frieda Barkemeyer auf dem elterlichen Hof in Hurrel (heute: Gerold und Irmgard Wachtendorf) geboren. Er ist der jüngere Bruder von Erna Heyne und der ältere Bruder von Henny Wilkens.

In den beiden Wochen vor Karls Geburt erklären kurz hintereinander Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland dem Osmanischen Reich den Krieg. Gemeinsames Ziel der vier seit Mai 1912 im Balkanbund verbündeten Staaten ist es, dem durch den gerade erst beendeten Italienisch-Türkischen Krieg geschwächten Gegner seine verbliebenen europäischen Provinzen abzurufen und unter sich aufzuteilen. Anfangs stehen sich in diesem später als Erster Balkankrieg bezeichneten Konflikt rund 650.000 Soldaten gegenüber, wobei die Koalitionäre zahlenmäßig klar im Vorteil sind: Die türkische Militärführung fürchtet eine Invasion russischer Streitkräfte über den Kaukasus und schickt erst nach den ersten Niederlagen – unter anderem am 29. Oktober in der Schlacht von Lüleburgaz – Verstärkung aus asiatischen Standorten.

Obwohl sich die Großmächte Großbritannien, Frankreich, Russland, Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich in dem Konflikt neutral verhalten, wächst in Europa die Angst vor einer Eskalation des Krieges. Die in der Zweiten Internationalen zusammengeschlossenen Arbeiterparteien des Kontinents berufen deshalb einen außerordentlichen Friedenskongress ein, der am 24. und 25. November in Basel tagt. Zu den zum Frieden mahnenden Rednern gehören unter anderem der französische Sozialisten-Führer Jean Jaurès und die SPD-Politiker August Bebel, Hugo Haase und Clara Zetkin.

Parallel zum Kongress finden überall in Europa Friedensdemonstrationen mit zusammen mehr als 300.000 Teilnehmern statt. Dessen ungeachtet gehen in den europäischen Hauptstädten die Vorbereitungen auf eine mögliche militärische Auseinandersetzung weiter: In Berlin etwa verständigt sich Kaiser Wilhelm II. in einem am 8. Dezember im Stadtschloss abgehaltenen Kriegsrat mit Generalstabs-Chef Helmuth Johannes Ludwig von Moltke und Admiral Alfred von Tirpitz darauf, die Aufrüstung von Heer und Marine noch schneller voranzutreiben als ursprünglich geplant.

Vom knapp zwei Jahre später in den **Ersten Weltkrieg** mündenden Unheil, das sich im Herbst 1912 um sie herum zusammenbraut, bekommt Karls Familie in Hurrel vermutlich wenig mit. Was angesichts der Umstände seiner Geburt verständlich ist: Ein schon Monate zuvor im Mutterleib verstorbenes Zwillingsskind kostet Mutter Frieda beinahe das Leben und lässt Karl an Armen und Beinen verkrüppelt zur Welt kommen. Eine Schule besucht er aufgrund dieser Behinderung nie, obwohl die **Volksschule Hurrel** (heute: Gunda Hagestedt) nur wenige hundert Meter vom damaligen Barkemeyer-Hof entfernt liegt. Einige Jahre lang erhält Karl jedoch im Hause seiner Eltern vom damaligen Schulmeister **Alexander Hasselhorn** Privatunterricht und lernt so Lesen, Rechnen und ein wenig Schreiben.

Auch wenn Karls Eltern zu jener Zeit wenig anderes übrig bleibt, als ihr Schicksal und das Schicksal ihres Sohnes anzunehmen, so lassen sie doch nach Kriegsende nichts unversucht, Karl im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu einer Besserung zu verhelfen. Die Ärzte empfehlen eine sich über mehrere Monate hinziehende Therapie im **St.-Jürgen-Krankenhaus** in **Bremen**, was angesichts der Entfernung jedoch kaum realisierbar erscheint. Durch Zufall trifft Karls Vater dann kurz darauf in **Oldenburg** seinen Militär-Vorgesetzten Hermann Meyer wieder, der aus Bremen stammt und ganz in der Nähe des Krankenhauses wohnt.

Spontan bietet Hermann Meyer an, Karl und seine Mutter während dieser Zeit bei sich einzuquartieren. Ein Angebot, das Georg und Frieda Barkemeyer dankend annehmen. Letztlich bringt die Behandlung zwar keinen nachhaltigen Erfolg, die Familien Barkemeyer und Meyer bleiben dadurch jedoch über Jahrzehnte in Verbindung. Mit Helmut Falldorf, dem Enkel von Hermann Meyer, verbindet Karl später bis zu dessen Tod im Dezember 1983 eine lebenslange Freundschaft.

Kurz nach Karls 20. Geburtstag kommen die **Nationalsozialisten** an die Macht. Von deren gegen „unwertes Leben“ gerichteten **Euthanasie-Programmen** bleibt er zwar verschont, nicht aber vor einem Einberufungsbescheid zur **Wehrmacht**, der ihn kurz nach Ausbruch des **Zweiten Weltkriegs** erreicht. Um nachzuweisen, dass Karl keinesfalls in der Lage ist, diesem Befehl zu folgen, schicken seine Eltern ein Foto von ihm an die zuständige Behörde. Damit hat sich das Thema erledigt. Eine ganze Reihe von Spielgefährten aus frühen Kindertagen zieht dagegen in den

Krieg und kehrt nicht zurück, darunter seine nahezu gleichaltrigen Vettern Georg und Gustav Rüdebusch.

Als einziger Sohn wäre Karl der legitime Erbe des Barkemeyer-Hofes gewesen. Da er dieses Erbe aufgrund seiner Behinderung nicht antreten kann, fällt die Wahl zunächst auf seine jüngere Schwester Henny und deren Ehemann Benno Wilkens. Beide lassen sich nach der Hochzeit im April 1938 auf dem Hof nieder, doch Georg Barkemeyer und sein Schwiegersohn verstehen sich nicht besonders. Schon 1939 kehrt Benno deshalb mit seiner Frau und der im Juli 1938 geborenen Tochter Irmgard auf den elterlichen Hof nach Lintel zurück. Weil bereits sechs Jahre zuvor auch Karls ältere Schwester Erna nach ihrer Heirat mit Adolf Heyne ausgezogen war, verpachtet Georg Barkemeyer den Hof zunächst und vermacht ihn dann per Testament seiner Enkelin Irmgard Wilkens – mit der Auflage, Karl für den Rest seines Lebens zu pflegen. Eine Aufgabe, der Irmgard, die 1953 im Alter von 15 Jahren auf den Barkemeyer-Hof übersiedelt, mehr als 36 Jahre lang gewissenhaft nachkommt.

In den folgenden Jahrzehnten wird Karl Zeuge, wie der Barkemeyer-Hof unter der Regie von Irmgard und ihrem Mann Gerold Wachtendorf ab 1961 aus kleinsten Anfängen heraus zu neuem Leben erwacht. Wie auch in den Jahrzehnten zuvor erlebt er diesen Aufschwung von seinem Platz in der Küche aus – die meiste Zeit davon in einem Lehnstuhl, den ursprünglich sein 1963 verstorbener Vater vom Schützenverein Hurrel zum 70. Geburtstag geschenkt bekommen hat.

Nachdem er 1982 seinen eigenen 70. Geburtstag und fünf Jahre später auch seinen 75. Geburtstag noch bei relativ guter Gesundheit feiern kann, baut Karl ab 1988 körperlich zusehends ab und wird schließlich im Herbst 1989 bettlägerig. Er stirbt am 25. November 1989 und wird fünf Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude im direkt an der Kirche gelegenen Familiengrab beerdigt.

Persönliche Erinnerungen

... von Egon Wachtendorf

Aufgezeichnet im März 2015

Karl Barkemeyer war mein Großonkel, die ersten 22 Jahre meines Lebens habe ich nahezu jeden Tag mit ihm auf dem **Bauernhof** meiner Eltern in Hurrel verbracht. Sein angestammter Platz war der alte Lehnstuhl in der Küche; er saß dort morgens, wenn ich zum Frühstück erschien, er saß dort, wenn ich mittags aus der Schule kam und er saß dort, wenn abends nach der Stallarbeit allmählich wieder Ruhe im Haus einkehrte. Jahraus, jahrein, solange ich zurückdenken kann.



Bei guter Laune für jeden Spaß zu haben: Karl auf seinem angestammten Platz in der Küche

Trotz seiner Behinderung und all der Dinge, auf die er dadurch in seinem Leben verzichten musste, war Karl im Grunde ein sehr fröhlicher Mensch. Ich erinnere mich an unzählige Momente, in denen sein herzhaftes Lachen die Küche erfüllte. Hatte er erst einmal angefangen zu lachen, hörte er mitunter gar nicht wieder auf und ließ sich in dieser Stimmung von uns Kindern bereitwillig zu mancherlei Schabernack anstiften. An anderen

Tagen wiederum konnte er ausgesprochen übellaunig sein, so dass man ihn am besten in Ruhe ließ. Ich vermute, dass Karl an solchen Tagen einfach der ganzen Unzufriedenheit Luft machte, die sich bei einem seiner Gebrechlichkeit voll bewussten Menschen wie ihm über all die Jahrzehnte zwangsläufig anstauen muss. Daneben gab es immer wieder Phasen der Melancholie, in denen er einfach nur still dasaß, versonnen aus dem Fenster blickte und dabei mit der Hand an seinem Ohrläppchen spielte. Offen über sein Schicksal klagen hören habe ich ihn allerdings nie.

Regelrecht aufgeblüht ist Karl immer dann, wenn sein Freund Helmut Falldorf aus **Bremen-Arbergen** zu Besuch kam. Helmut war der Enkel von Hermann Meyer, bei dessen Familie Karl nach Ende des **Ersten Weltkriegs** mit seiner Mutter für einige Monate gewohnt hatte. Damals war Helmut noch nicht geboren, doch nachdem der Kontakt nach dem Tod seiner Mutter 1952 über einige Jahre lang unterbrochen war, kam er Mitte der 60er Jahre urplötzlich mit seinem Sohn Rolf auf einem Moped bei meinen Eltern vorgefahren. Von da an besuchte er uns mit seiner Familie, zu der neben Rolf seine Frau Marga und die beiden jüngeren Kinder Gudrun und Horst gehörten, in regelmäßigen Abständen von sechs bis acht Wochen immer wieder.

Helmut hatte im **Zweiten Weltkrieg** sein rechtes Bein verloren und war nach einigen Jahren bei der Bundesbahn in Frührente gegangen. Vielleicht war das einer der Gründe, warum die beiden sich so gut verstanden haben. Wie auch immer: Die Tage, an denen Karl und Helmut in unserer von weißen Rauchschwaden vollständig eingehüllten Küche – Helmut war Kettenraucher und hatte immer eine Schachtel der Marke **Peer 100** vor sich liegen – um die Wette lachten, gehören zu meinen angenehmsten Kindheits- und Jugenderinnerungen.

Die Besuche von Familie Falldorf waren nicht einseitig, es gab regelmäßige Gegenbesuche in Arbergen. Darauf konnte sich Karl schon Tage im Voraus freuen. Er fuhr ohnehin sehr gerne spazieren, und irgendwann im Alter von 14 oder 15 Jahren habe ich ihm versprochen, mit ihm regelmäßig Ausfahrten zu machen, wenn ich erst einmal einen Führerschein und ein eigenes Auto haben würde. Dieses Versprechen habe ich, als es so weit war, auch eingelöst. Unter anderem habe ich ihn an Frühlings- und Sommertagen, an denen ich nur drei oder vier Stunden Unterricht hatte, diverse Male morgens mit zur Schule genommen und meinen roten **Golf** mit Karl auf dem Beifahrersitz in irgendeiner Seitenstraße beim **Graf-Anton-**

Günther-Gymnasium geparkt. Auch wenn es dort nicht viel zu sehen gab, so war es doch zumindest eine kleine Abwechslung von seinem sonst eher eintönigen Alltag.

Eine Begebenheit mit Karl tut mir noch heute ein wenig leid, es ist eine meiner ersten konkreten Erinnerungen in diesem Zusammenhang überhaupt. Ich muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, als ich mit einigen Spielkameraden auf die Idee kam, Friseur zu spielen und wir kurzerhand beschlossen, Karl als unseren ersten Kunden anzusehen. Unter lautstarkem Protest haben wir ihm die Haare geschnitten, er konnte ja weder weglaufen noch sich auf andere Art und Weise wehren. Das Donnerwetter, das anschließend von den Eltern folgte, war noch lauter als Karls Geschimpfe, aber es war zweifellos verdient.

Im Sommer 1986 bin ich für zwei Jahre nach Wiesbaden gezogen und habe Karl in dieser Zeit nur selten gesehen. Danach war ab Herbst 1988, als ich während meiner Bundeswehrzeit vorübergehend wieder zu Hause gewohnt habe, für eine kurze Zeit noch einmal alles wie früher – abgesehen von der Tatsache, dass Karl in den Jahren meiner Abwesenheit doch merklich gealtert war und ab Sommer 1989 vor allem körperlich stark abbaute. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte er im Bett, und dann ging alles sehr schnell. So schnell, dass ich mich leider nicht mehr von ihm verabschieden konnte, denn am Tag seines Todes war ich zu einem Vorstellungsgespräch bei meinem späteren Arbeitgeber VWD in Eschborn in der Nähe von Frankfurt eingeladen. Auch an den Tag seiner Beerdigung erinnere ich mich sehr genau: Es war der 30. November 1989, und als wir von der Trauerfeier nach Hause kamen, lief im Radio die Nachricht vom Bombenattentat auf Deutsche-Bank-Vorstandschef Alfred Herrhausen.



Friedrich Schwarting

02.05.1890 – 01.04.1985



Friedrich Schwarting – Biographie

Bernhard Friedrich Schwarting – Rufname Friedrich – wird am 2. Mai 1890 als viertes Kind von **Bernhard Schwarting** und **Anna Schwarting** auf dem elterlichen Hof in Lintel (heute: Georg Hollmann) geboren. Er ist der jüngere Bruder von Sophie Grummer, **Diedrich Schwarting** und Heinrich Schwarting und der ältere Bruder von **Johanne Dählmann**.

Am Tag vor Friedrichs Geburt wird erstmals zeitgleich in vielen Ländern der 1. Mai als „Kampftag der Arbeiterbewegung“ begangen. Die Initiative dazu geht von der Organisation Zweite Internationale aus, deren Gründer Mitte 1889 im Gedenken an die nach einem Bomben-Attentat unschuldig hingerichteten Initiatoren des am 1. Mai 1886 begonnenen Massenstreiks von Chicago einen entsprechenden Beschluss gefasst haben. Im Zentrum aller für den 1. Mai 1890 geplanten Aktivitäten steht die zentrale Forderung der Arbeiterbewegung jener Zeit: die Einführung des Acht-Stunden-Tags.

Zu größeren Kundgebungen kommt es unter anderem in den USA, in Großbritannien und in Frankreich. Auch im Deutschen Reich beteiligen sich je nach Quelle bis zu 100.000 Personen an Streiks, Demonstrationen und sogenannten „Mai-Spaziergängen“ – obwohl die noch immer durch das Sozialistengesetz eingeschränkte SPD im Vorfeld zur Mäßigung aufruft und zahlreiche Unternehmen im Vorfeld mit Aussperrung und Entlassungen drohen. In Hamburg entwickeln sich daraus mehrwöchige Auseinandersetzungen, die als Hamburger Maikämpfe in die Geschichte eingehen. Letztlich sitzen die Arbeitgeber jedoch am längeren Hebel: Die Unterstützung ihrer ausgesperrten Mitglieder kostet die den Widerstand organisierenden Gewerkschaften viel Geld, sie verlieren dadurch in den folgenden Jahren stark an Einfluss. Gleichwohl zeigen sich im Kampf um bessere Arbeitsbedingungen auch erste Erfolge: Im Frühjahr 1900 etwa führt als erstes größeres deutsches Unternehmen die Carl Zeiss AG in Jena den Acht-Stunden-Tag ein.

Zu diesem Zeitpunkt lebt Friedrich mit seiner Familie bereits in Hurrel. Dort hat Vater Bernhard 1896 eine Hofstelle (heute: Heino und Karin Schwarting) gekauft und damit begonnen, das umliegende, vorwiegend aus Heide bestehende Land zu kultivieren. In Hurrel besucht Friedrich seit 1897 auch die in jenem Jahr neu errichtete Volksschule, wo neben Bruder Heinrich unter

anderem Johann Mönnich, Georg Rüdebusch, Gerhard Schwarting und Friedrich Wilkens zu seinen in etwa gleichaltrigen Mitschülern gehören.

Angesichts des in der Gemeinde Hude geltenden Jüngstenrechts geht Friedrich vermutlich bereits lange vor Konfirmation und Schulabschluss davon aus, eines Tages den elterlichen Hof übernehmen zu können. Dabei macht er jedoch die Rechnung ohne Mutter Anna, die sich auf den ältesten Sohn Diedrich als Hoferben festgelegt hat und sich durch nichts und niemanden von ihrer Entscheidung abbringen lässt. Friedrich mag sich dadurch ungerecht behandelt fühlen, hat aber letztlich keine Handhabe und steht mit dieser Zurücksetzung keineswegs allein: Auf dem Hof seines Klassenkameraden Friedrich Wilkens (heute: Udo und Svetlana Wilkens) etwa kommt auch dessen älterer Bruder **Bernhard** zum Zuge. Gleiches gilt für Gerhard Schwarting, der auf dem elterlichen Hof am Drengort zunächst den Vorzug vor seinem jüngeren Bruder Gustav erhält.

Während Friedrich noch auf sein vermeintliches Recht pocht, strebt der mittlere Bruder Heinrich die Lehrer-Laufbahn an – womit er in gewisser Weise eine Richtung vorgibt. Im Frühjahr 1905 meldet sich auch Friedrich auf dem Lehrerseminar in Oldenburg an, das er im März 1913 mit der Gesamtnote „Befriedigend“ abschließt. Danach weist die Schulbehörde ihn zunächst seiner alten, inzwischen von **Heino Schierenbeck** geleiteten Volksschule in Hurrel zu. Über die Stationen Südbäke und Norderschwei kommt er im Oktober 1913 nach Hammelwarden, wo er als Aushilfslehrer weitere Praxis-Erfahrung sammelt. Dort lernt Friedrich seine spätere Ehefrau Hertha Bath – Tochter eines Braker Zigarren-Fabrikanten – kennen und erlebt im August 1914 den Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Friedrichs Hoffnung, in der Nähe von Brake zügig eine feste Stelle als Hauptlehrer zu bekommen, erfüllt sich nicht. Stattdessen erhält er im Januar 1915 einen Stellungsbefehl zur Armee. Seine einzelnen Stationen im Weltkrieg liegen heute im Dunkeln, aus den im Internet zugänglichen Verlustlisten geht jedoch hervor, dass er im Frühjahr 1917 als Leutnant der Reserve leicht verletzt wird. Am 7. Juni 1918 heiraten Friedrich und Hertha in Brake.

Der mehr als vier Jahre lang tobende Krieg endet im November 1918 mit einer Niederlage Deutschlands und der Ausrufung der Republik. Friedrich, frisch aus der Armee entlassen, bewirbt sich daraufhin auf die ausgeschriebene Stelle eines Hauptlehrers in Buttel – und erhält im März

1919 gegenüber sechs Mitbewerbern den Zuschlag, „da verheiratet“. Mit Hertha bezieht er die der Schule angeschlossene Lehrerwohnung, zu der auch Stellplätze für zwei Kühe sowie ein Schweinestall gehören.

Angesichts des Lehrermangels im Ersten Weltkrieg und leicht sinkender Schülerzahlen ist eine 1909 eingerichtete zweite Lehrerstelle 1916 nicht wieder besetzt worden, dabei bleibt es auch nach Friedrichs Einstellung. Er unterrichtet also fast 60 Kinder in einem Raum – die jüngeren Jahrgänge in den vorderen Reihen, die älteren in den hinteren. Unter derartigen Umständen stets Ordnung zu halten und Autorität zu bewahren, ist eine höchst anspruchsvolle Aufgabe. Zumindest in späteren Jahren hat Friedrich damit jedoch keinerlei Probleme, wie sein ehemaliger Schüler Heino Vette (Jahrgang 1923) in der 2002 erschienenen „Neuenhutorfer Chronik“ berichtet.

Vierzehn Monate vor Heino Vette kommt Friedrichs und Herthas Tochter Gisela zur Welt. Zu dieser Zeit leitet Friedrich bereits zusätzlich zu seiner Lehrertätigkeit den Gemischten Chor im Nachbarort Bäke. Dort beträgt der Mitgliederbeitrag für den Monat September 1923 laut Vettes Chronik 100.000 Mark, Friedrich erhält seine Aufwandsentschädigung in Naturalien („wahlweise ein Pfund Molkereibutter oder 15 Pfund Roggen“). Was einen kleinen Eindruck davon ermöglicht, wie die seit Beginn der 20er Jahre immer mehr Fahrt aufnehmende Geldentwertung urplötzlich in eine Hyperinflation umschlägt. Eine Tragödie, die Friedrichs Vater Bernhard nicht mehr miterlebt: Er stirbt im April 1922, vier Wochen vor Giselas Geburt.

Zwar fasst die Wirtschaft Anfang 1924 mit der neuen Rentenmark wieder Fuß. Den zumindest teilweise „Goldenen Zwanzigern“ folgt jedoch nur fünf Jahre später die Weltwirtschaftskrise, an deren Ende im Januar 1933 die Machtübernahme der Nationalsozialisten steht. Zu deren ersten Maßnahmen der Gleichschaltung gehört es, an Friedrichs 43. Geburtstag die Gewerkschaften zu zerschlagen, gerade einmal einen Tag nach einer überall im Reich pompös begangenen Maifeier. Das einige Wochen zuvor verfügte „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zwingt Friedrich dann im August 1933 zu der schriftlichen Versicherung, keiner seiner Eltern- oder Großeltern-Teile habe „zu irgendeiner Zeit der jüdischen Religion angehört“, sowie dem Zusatz: „Ich bin mir bewusst, dass ich mich dienststrafrechtlicher Verfolgung mit dem Ziele auf Dienstentlassung aussetze, wenn diese Erklärung nicht der Wahrheit entspricht.“

Während sich viele Lehrer fortan offensiv zu den Zielen der **NSDAP** bekennen und ihren Unterricht entsprechend gestalten, bleibt Friedrich auf Abstand bedacht. So beschreibt es zumindest Heino Vette in seiner Chronik: „Als erklärter Gegner der Nazis erteilte uns Herr Schwarting wie gefordert eingehend Geschichtsunterricht, aber ohne jegliche ideologische Bewertung der geschichtlichen Ereignisse.“ Versuche der Schulbehörde, beim Thema Kolonialherrschaft die Engländer und Franzosen als machtversessene Eroberer und Ausbeuter darzustellen, seien in der Landschule Buttell unbeachtet geblieben. Diese Aussage deckt sich mit dem schriftlichen Vermerk eines dem Unterricht beiwohnenden Kreisschulrats vom 19. Juni 1940: „In Geschichte hatte das Wissen der Kinder viele Lücken, der Lehrer muss fester einprägen und mehr wiederholen.“

Wo Friedrich Prioritäten setzt und was ihm wirklich am Herzen liegt, beschreibt einige Jahrzehnte später abermals Heino Vette: „Er war ein Pädagoge, der sich wirklich bemühte, seinen Schülern ein Grundwissen zu vermitteln, das den Anforderungen des beruflichen Lebens, meistens waren es der bäuerliche und der handwerkliche Beruf, nach der Schulzeit gerecht wurde.“ Und weiter: „Bewundernswert waren auch seine umfangreichen Kenntnisse in der heimischen Pflanzen- und Tierwelt, die er uns auf den alljährlichen Wanderungen im Frühjahr und Sommer zur **Hunte** oder ins **Wittemoor** sehr anschaulich vermittelte. Jede noch so unscheinbare Feld- und Wiesenpflanze, ob es Nutzpflanzen oder Unkräuter, Wasser- oder typische Moorpflanzen waren, er kannte sie alle beim Namen und wusste um ihre Lebensbedingungen.“

Nach dem Ende des **Zweiten Weltkriegs** ist Friedrich einer der wenigen Schulleiter im **Stedinger Land**, die als politisch unbelastet gelten und deshalb ihr Amt weiter ausüben dürfen. Auch als neu gewählter Leiter der Stedinger Lehrerkonferenz bleibt er jedoch bodenständig wie eh und je und entwickelt keinerlei Ambitionen, sich innerhalb des Schuldienstes noch einmal zu verändern. Eine wichtige Veränderung gibt es allerdings an der Volksschule Buttell selbst: Angesichts der **Flüchtlingsströme aus den ehemaligen Ostgebieten** steigen die Schülerzahlen nach 1945 stark an und ermöglichen so erstmals seit 1916 die Ausschreibung einer zweiten Lehrerstelle. Besetzt wird sie schließlich mit Friedrichs Tochter Gisela, die ab 1947 die unteren Klassen unterrichtet.

Bis zum letzten Tag seiner offiziellen Dienstzeit hält Friedrich der Volksschule Buttelt die Treue – und sogar über dieses Datum hinaus, denn eigentlich hätte er schon im Frühjahr 1955 mit Erreichen des 65. Lebensjahres in den Ruhestand treten können. Friedrich bleibt jedoch bis September 1957, weil er mit dem Bau eines mit viel Eigenleistung und Akribie errichteten Einfamilienhauses in Wüstring, das er und Ehefrau Hertha anschließend beziehen wollen, nicht so rasch vorankommt wie geplant.

Als der Neubau am Kuckucksweg in Wüstring endlich bezugsfertig ist, kommt Friedrich dennoch nicht zur Ruhe. Was ihm Schwiegersohn Heinrich Dageförde einbrockt, der zum 1. November 1958 seinen Posten als Leiter der Volksschule Wörschenland in Holle niederlegt und an die Bäuerliche Volkshochschule in Rastede wechselt. Die dadurch frei werdende Lehrerstelle lässt sich auf die Schnelle nicht neu besetzen. Da inzwischen auch Tochter Gisela in Holle unterrichtet, erklärt sich Friedrich spontan bereit einzuspringen. Bis zum Frühjahr 1960 fährt er jeden Tag mit dem Fahrrad fünf Kilometer nach Holle und zurück und übernimmt noch einmal eine Unterklasse. Vier Wochen vor seinem 70. Geburtstag scheidet er dann endgültig aus dem Schuldienst aus.

Auch im Ruhestand bleibt Friedrich weiter aktiv, unter anderem als Chorleiter in Wüstring. Das Mehr an Zeit mit Ehefrau Hertha beschränkt sich allerdings auf wenige Jahre, sie stirbt schon Anfang 1965 im Alter von nur 67 Jahren. Ein harter Schlag für Friedrich, der überdies Probleme mit der Hüfte bekommt und sich einer Operation unterziehen muss. Danach verbringt er mehrere Jahre lang im Haushalt von Tochter Gisela und Schwiegersohn Heinrich in Burhave. Nach vollständiger Genesung kehrt Friedrich aber wieder nach Wüstring zurück, wo Gisela und ihre beiden ältesten Kinder Sigrid Brand und Henning Dageförde – häufig die Urenkel Wiebke, Frerk, Nils und Gunnar im Schlepptau – mehrmals in der Woche nach ihm schauen. So bewahrt er bis ins hohe Alter seine Selbstständigkeit und interessiert sich außer für Politik, Biologie und klassische Musik bis zum Schluss unter anderem sehr für die Fußball-Bundesliga, deren Spiele er regelmäßig im Fernsehen verfolgt.

Friedrich stirbt am 1. April 1985, wenige Wochen vor seinem 95. Geburtstag. Beerdigt ist er drei Tage später auf dem Donnerschweer Friedhof in Oldenburg.



Bertha Busch

12.11.1865 – 03.04.1927



Bertha Busch – Biographie

Bertha Gesine Busch wird am 12. November 1865 als neuntes Kind von Bernhard Hemmelskamp und Tabetha Hemmelskamp auf dem elterlichen **Hof** in **Vielstedt** (heute: Elga Hemmelskamp) geboren. Sie ist die jüngere Schwester von Anna Margarete Kückens, Eberhard Hemmelskamp, Heinrich Hemmelskamp, Anna Catherine Hemmelskamp, Bernhard Hinrich Hemmelskamp, Carl Diedrich Hemmelskamp und Johann Hinrich Hemmelskamp und die ältere Schwester von Meta Gesine Hemmelskamp. Ein namenlos gebliebener Bruder stirbt im Oktober 1852 noch am Tag seiner Geburt. Darüber hinaus hat Bertha mit Anna Gesine Würdemann noch eine um 20 Jahre ältere Halbschwester aus der ersten Ehe ihrer Mutter mit Hinrich Würdemann, die aber 1865 den elterlichen Haushalt vermutlich längst verlassen hat.

Sechs Tage nach Berthas Geburt geht in **Berlin** die erste Linie der „Pneumatischen Depeschenbeförderung“ in Betrieb, ein Vorläufer der **städtischen Rohrpost**. Sie führt vom damaligen Haupttelegrafenamts in der **Französischen Straße** zur **Berliner Börse** in der **Burgstraße** und dient dazu, schnellstmöglich die neuesten Informationen über das Auf und Ab der Kurse zu verbreiten. Abgeschaut haben sich die Stadtväter dieses von der Firma **Siemens & Halske** installierte System von einer vergleichbaren Einrichtung in **London**, die seit 1853 existiert. Weil die dafür im Berliner Untergrund verlegten Rohre nur knapp unter der Erdoberfläche liegen, behindert in den ersten Jahren allerdings im Winter immer wieder gefrierendes Kondenswasser den reibungslosen Transport der mit Druckluft angetriebenen Metallbüchsen.

Nach Ende des **Deutsch-Französischen Krieges** und Gründung des **Deutschen Reiches** Anfang 1871 setzt in Berlin eine rege Bautätigkeit ein. Die Reichshauptstadt wächst, ihre Kanalisation wird ausgebaut. In dieser Phase beschließt die Reichspost, die 1868 durch zwei weitere Linien erweiterte Depeschenbeförderung neu zu organisieren. Parallel zu neu verlegten Wasser- und Gasleitungen entsteht tief unter der Erdoberfläche ein weiteres, knapp 26 Kilometer langes Rohrsystem, das die einzelnen Postämter der Stadt verbindet und das der damalige Generalpostdirektor **Heinrich von Stephan** schließlich „**Rohrpost**“ tauft. Dort verschickte Briefsendungen erreichen Geschwindigkeiten von bis zu 50 Stundenkilometern und werden anschließend

von Eilboten weiter zu ihrem jeweiligen Empfänger transportiert. Am 1. Dezember 1876 nimmt dieser neue Postdienst den öffentlichen Betrieb auf und setzt sich bald auch in anderen europäischen Großstädten wie Wien, Paris oder Prag durch.

Zu diesem Zeitpunkt besucht Bertha bereits seit mehreren Jahren die von ihrem Elternhaus knapp zwei Kilometer entfernt liegende Volksschule in Vielstedt. Darüber hinausgehende Informationen über ihre Kinder- und Jugendjahre sind heute nicht mehr bekannt – außer der Tatsache, dass sie ihre deutlich älteren Brüder Eberhard (geboren im Mai 1851) und Heinrich (Oktober 1853) nie kennenlernt: Beide sind bereits als Säugling verstorben.

Während Berthas 1863 geborener Bruder Johann Hinrich den elterlichen Hof am Sandfang übernimmt, geht sie selbst nach Abschluss der Volksschule irgendwo in der näheren Umgebung in Stellung und lernt bei dieser Gelegenheit vermutlich ihren späteren Ehemann Carl Busch aus Lintel kennen. Dessen Familie betreibt im Nachbardorf neben einem kleinen Bauernhof die Gastwirtschaft „Zur Eiche“ (heute: Klaus Rodiek). Bertha und Carl heiraten am 4. Juni 1886. Elf Monate später, am 8. Mai 1887, wird in Lintel die erste Tochter Emma geboren, am 18. August 1888 folgt die zweite Tochter Frieda.

Weil Carl als ältester Sohn in Lintel weder Hof noch Gastwirtschaft erbt, sieht er sich notgedrungen nach einer anderen Existenzgrundlage um. Als im benachbarten Hurrel 1890 ein zuvor von **Mathilde** und **Hinrich Wachtendorf** betriebener Hof mit angeschlossener Bäckerei (heute: Hajo und Dagmar Mehrings) zum Verkauf steht, greift er zu.

Wann genau Bertha das bis dahin angesammelte gemeinsame Hab und Gut auf einem Pferdewagen verstaut und mit Carl und den beiden Kindern nach Hurrel übersiedelt, ist nicht überliefert – sehr wahrscheinlich ist sie zu diesem Zeitpunkt aber bereits erneut schwanger. Am 28. Dezember 1890 setzen im neuen Heim die Wehen ein. Weil an jenem Sonntag bei eisigen Temperaturen von zeitweise minus 12 Grad Celsius keine Hebamme verfügbar ist, hilft Erzählungen von Nachbarin Frieda Barkemeyer zufolge deren Mutter Anna Rüdebusch – selbst Mutter von zehn Kindern – der kleinen Adele auf die Welt.

Die folgenden Jahre im Hause Busch sind von steter Expansion geprägt: Carl beginnt 1891 mit dem Anbau eines Festsaals, so dass sich in seinem Gasthof „Zur fröhlichen Einkehr“ fortan regelmäßig Hochzeits- und andere Feiergusellschaften einfinden. Es gibt eine Freiluftkegelbahn, einen Lieferservice für Brot und Kuchen, einen vom 1899 gegründeten Schützenverein Hurrel betriebenen Schießstand und ab 1902 auch einen Handel mit Fensterglas, Farben und Malerzubehör.

Bertha ist neben der täglichen Hofarbeit und der Kindererziehung in all diese Aktivitäten ihres Mannes ganz selbstverständlich involviert – ein trotz der Hilfe durch Angestellte und Lehrlinge enormes Arbeitspensum, das sich heute vermutlich kaum noch jemand vorzustellen vermag. Zumal die Familie weiter wächst: Im August 1893 wird Sohn Adolf geboren, im Mai 1902 Tochter Hermine und im August 1904 Tochter Else.

Für Bertha sind die beiden späten Schwangerschaften eine nicht unbedingt herbeigesehnte zusätzliche Belastung. Wofür Carl aber offenkundig wenig Verständnis aufbringt, denn sein einziger, von Urenkel Edmund Schmidt später aus Erzählungen seiner Großmutter Emma Schmidt aufgeschnappter Kommentar auf Berthas entsprechende Klage hin lautet: „Woso? Hebt wi dor denn nich wat to äten för?“

Letztlich gehen knapp 30 Jahre unermüdliche Leistung am Limit oder darüber hinaus aber offenbar bei Carl früher an die Substanz als bei Bertha. Als 1918 der Erste Weltkrieg endet, kränkelt er bereits seit einiger Zeit; nach der Hochzeit von Tochter Adele mit Reinhard Asseln im Januar 1920 zieht er sich deshalb mehr und mehr aus dem Geschäft zurück. Er stirbt im September 1923 an einem Magenleiden.

Bertha lebt nach diesem Schicksalsschlag weiter im Haushalt von Adele und Reinhard und kümmert sich unter anderem um deren im April 1920 geborene Tochter Ilse, Berthas sechstes und letztes Enkelkind. Sie stirbt am 3. April 1927 im Alter von 61 Jahren an einer Lungenentzündung und findet wenige Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude ihre letzte Ruhestätte.

Persönliche Erinnerungen

... von Elfriede Stalling (Tochter von Frieda Martens, 1912 – 2004)

Datum der im Januar 2018 von Berthas Urenkel Edmund Schmidt aus Südmoslesfehn übermittelten Aufzeichnung unbekannt

Ich bin Großmutter's zweites Enkelkind und will nun von meinen Erinnerungen an meine liebe Oma berichten. Zu Omas Geburtstag holte uns Großvater mit dem Pferdewagen (ein Schimmel und ein braunes Pferd) nach Hurrel. Das war ein Fest für uns. Es gab Butterkuchen, Kranzkuchen und rote Brause, die mochten wir am liebsten. Abends ging es dann zurück nach Kirchhatten über Munderloh auf Sandwegen, anderthalb Stunden dauerte die Fahrt wohl. Als wir größer wurden, gingen wir zu Fuß und abends brachte uns Großvater heim. In den Sommerferien waren wir dann auch mal mehrere Tage bei den Großeltern. Aus dieser Zeit weiß ich nun noch mehr zu berichten.



Aufnahme der Gastwirtschaft Busch um 1912 (zum Vergrößern bitte anklicken)

Durch die große Tür des Hauses kam man zuerst auf die Diele. Dort standen links die Kühe und auf der rechten Seite waren die Boxen für die beiden Pferde. Durch eine weitere Tür mit roten und blauen Scheiben ging es dann in den Verkaufsraum. Auf dem langen Tresen stand eine Waage mit großen und kleinen Gewichten. Dahinter war eine Holzwand mit vielen großen Kästen für Zucker, Salz, Haferflocken und anderes mehr und darüber kleinere Fächer für Gewürze, Schnürbänder, Korken, Sicherheitsnadeln, Haarnadeln und was man sonst noch damals brauchte. Am Ende des Tresens lagen große Schwarzbrote. Wenn sie frisch gebacken hereingebracht wurden, duftete der ganze Raum danach. Einige große Blechtrommeln mit Bonbons

standen auch noch auf dem Tresen. Oma gab uns öfter mal drei rote Himbeerbonbons in einer kleinen weißen Spitztüte.

Am Wochenende wurde auch Weißbrot und Zwieback gebacken. Die Bäckerei war in einem Nebengebäude. Der Bäcker, **Tümler** hieß er, rannte immer in bemehlten weißen Hosen und Haaren herum. Wir gingen gern mal zu ihm in die Backstube und durften auch mal braune Kuchen probieren und Formen ausstechen. An einigen Tagen wurde Brot zu anderen Verkaufsstellen gefahren. Manchmal durften wir mitfahren. Neben dem Bäcker gehörte noch eine Helferin für Haus und Garten zum Haushalt. Alle wohnten im Hause und waren in voller Verpflegung.

Großvater war ein strenger Mann, dem wir wohl auch gerne aus dem Wege gingen, aber Großmutter organisierte alles mit bewundernswerter Ruhe und Güte. Sie hatte wirklich einen vollen Arbeitstag. Zehn Personen waren meistens ganztägig zu verpflegen. Die Kinder waren da, der Garten, der Laden und die Gaststube. Manchmal wurden auch noch Gäste zu Mittag mitverpflegt. Dann wurde eingemacht für den Winter: Sauerkraut, Schnippelbohnen, Äpfel, Birnen und Pflaumen wurden im großen Ofen der Bäckerei getrocknet. Butter wurde selbst gemacht.

Auch Schlachtfeste gab es mehrere Male im Jahr und immer wurden ein Sonntagsbraten und Würste nach Kirchhatten gebracht. Es war ja auch Krieg und wir freuten uns immer, wenn der Opa aus Hurrel kam. Ich erinnere mich auch noch an die Petroleum-Zapfstelle in der Ecke des Ladens. Es gab noch kein elektrisches Licht und an bestimmten Tagen wurden alle Lampen gläser geputzt.

Ganz viel Arbeit war immer am Dienstag. Dann kamen alle Dorfbewohner und lieferten Eier ab. Gleichzeitig wurde dann der Lebensmittelbedarf für die kommende Woche eingekauft. An der Ladenseite standen große Eierkisten, und als wir größer waren, durften wir schon mal mit einpacken. Alle kaputtgedrückten Eier wurden in eine Schüssel gelegt und dann gab es mittags Pfannkuchen. Am anderen Tag wurden dann die Eierkisten mit dem Pferdewagen nach Wüsting zur Eiergenossenschaft gefahren.

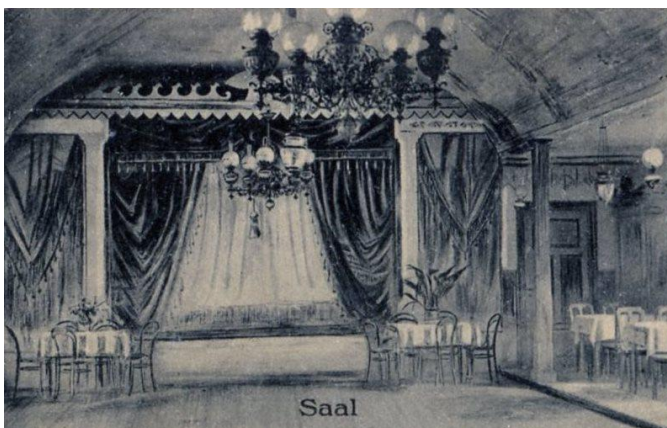
Noch etwas Besonderes gab es bei meinen Großeltern. Im Garten unter den Linden war eine Kegelbahn. An der Seite wurden die Kegel in einem Holzgestell zurückgeworfen. Sicher nicht mit unseren empfindlichen Bahnen heute zu

vergleichen, sie waren ja im Freien und nicht überdacht. Aber Großvater hatte seine Freude daran. Er hatte auch viel Sinn für schöne Gärten und Blumen. Neben der Kegelbahn hatte er nämlich ein rundes Beet angelegt und ringsherum rosa Hyazinthen gepflanzt. So etwas Schönes sah ich zum ersten Mal und den Duft spüre ich noch heute in der Nase.



Familie Busch im Garten, links die Kegelbahn (zum Vergrößern bitte anklicken)

Großvater war auch musikalisch. Im Postzimmer hing eine Geige. Ich habe zwar nie gehört, dass er spielte, aber im Saal stand auch ein Grammophon mit einem großen blauen Trichter. Zur Verlobung einer meiner Tanten wurde tolle Musik gemacht; sehr laut und manchmal krächzte es ganz schön. Im Saal konnte ich auch Radfahren. Meine jüngste Tante gab Hilfestellung. Bei gutem Wetter übte ich auf dem Schulhof gegenüber. Es war auch nicht gefährlich, mit dem Rad auf der Straße zu fahren, es begegnete mir vielleicht einmal ein vollgeladener Heuwagen.



Tanzsaal um 1910 (zum Vergrößern bitte anklicken)

Die Kinder des Hauses waren alle zur Arbeit miteingeteilt. Meine ältere Tante half im Laden und machte die Arbeit für die Post. Wir durften dann beim Eiersuchen und Kükenfüttern helfen. Die Küken wurden bei

Sonnenschein unter eine Metallglocke gesetzt. Kleine Ferkel waren auch meistens da. Ganz gerne gingen wir auch mit unserer Tante Else zum Bickbeerpflücken in den Wald. Auch Pfifferlinge gab es damals noch. Oma freute sich, wenn wir viel gepflückt hatten. Dann gab es am nächsten Tag Pudding mit Bickbeeren oder am Abend leckere Pilze mit Bratkartoffeln. Einen schönen weißen Stuten gab es immer, wenn wir zu Besuch da waren, ganz frisch mit Butter, einmalig gut!

Meine Großmutter interessierte sich sehr für die Fortschritte ihrer Enkelkinder in der Schule. Wir mussten ihr öfters vorlesen und auch Gedichte, die wir gelernt hatten, wollte sie immer gern hören. Und Rechenaufgaben stellte sie uns: Wenn sie im Laden etwas verkauft hatte, mussten wir dann später nachrechnen.

Wenn wir Kinder mal Streit hatten, der nicht enden wollte, stellte sie schnell wieder Ordnung her. Ein Spruch von Oma ist mir bis heute in Erinnerung geblieben: „Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg‘ auch keinem andern zu.“ Sie sagte auch „Der liebe Gott gibt die Nüsse. Aber er knackt sie nicht auf, das müssen wir selber tun.“



Karla Mehrings

20.02.1914 – 13.06.1999



Karla Mehrings – Biographie

Karla Elise Mehrings wird am 20. Februar 1914 als viertes Kind von Heinrich Meyer und Meta Meyer auf dem elterlichen, heute nicht mehr bestehenden Hof in Kirchhatten geboren. Sie ist die jüngere Schwester von Fritz Meyer, Anni von Husen und Marianne Meyer und die ältere Schwester von Herbert Meyer.

Einen Tag nach Karlas Geburt trifft eine albanische Delegation unter Führung von Kriegsminister Essad Pascha Toptani in Neuwied bei Koblenz ein, um dort Prinz Wilhelm zu Wied offiziell die Fürstenkrone des Landes anzubieten. Vorausgegangen ist ein monatelanges Tauziehen. Als Albanien im November 1912 seine Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich erklärt, wird es sofort mit Gebietsforderungen seiner Nachbarn traktiert, allen voran von Serbien und Griechenland. Um Ruhe zu schaffen, stellen die sechs europäischen Großmächte Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien und Russland den neuen Staat unter ihren Schutz – ohne selbst einig zu sein, welche Grenzen er haben und wer dort regieren soll.

Klar ist zunächst nur, wer nicht als Staatsoberhaupt in Frage kommt. Ein Albaner scheidet aus, da sich die untereinander teils heillos zerstrittenen Stämme und Volksgruppen des Landes nie auf einen gemeinsamen Kandidaten würden einigen können. Aus ähnlichen Gründen darf es auch kein Katholik, Muslim oder orthodoxer Christ sein. Desgleichen kein Russe, Serbe, Grieche oder Österreicher, denn alle diese Staaten verfolgen eigene Interessen auf dem Balkan. So fällt die Wahl am Ende auf den deutschen Protestanten Wilhelm zu Wied. Dieser akzeptiert, obwohl Kaiser Wilhelm II. den Prinzen der Überlieferung zufolge mit den Worten „Dass du mir ja nicht auf den Unsinn mit Albanien hereinfällst!“ gewarnt haben soll.

Tatsächlich ist Wilhelms Regentschaft nur von kurzer Dauer. Zwar wird er am 7. März 1914 nach seiner Ankunft in der provisorischen Hauptstadt Durrës freundlich empfangen. Schon wenige Monate später regiert jedoch das blanke Chaos: Im Süden bedrohen griechische Freischärler die Einheit des Landes, Kriegsminister Toptani bereitet einen Putsch vor und aufständische Bauern belagern die Hauptstadt. Hilfe von den europäischen Schutzmächten hat Wilhelm spätestens ab Ende Juni nicht mehr zu

erwarten – diese steuern nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo nahezu ungebremsst auf den Ersten Weltkrieg zu und bereiten die Mobilmachung vor. Am 3. September 1914 schließlich verlässt Wilhelm Albanien an Bord eines italienischen Schiffes, um auf deutscher Seite am Krieg teilzunehmen.

Aus der Gemeinde Hatten leisten der „Hatter Bilder-Chronik“ von Wolfgang Martens zufolge zwischen 1914 und 1918 rund 600 Männer Militärdienst. Ob Karlas Vater dazugehört, ist heute in der Familie nicht mehr bekannt. Falls ja, kehrt er jedoch unverseht nach Hause zurück und bewirtschaftet weiter seinen an der Dingsteder Straße gelegenen Hof. Dort wächst Karla mit ihren Geschwistern auf und besucht sehr wahrscheinlich ab 1920 die in unmittelbarer Nähe gelegene Volksschule Hatten-Ost.

In den folgenden Jahren erlebt Karla die sich Ende 1923 zur Hyperinflation steigende Geldentwertung, die nach einer kurzen Erholung einsetzende Weltwirtschaftskrise und Anfang 1933 die Machtergreifung der im Freistaat Oldenburg schon seit Mai 1932 mit absoluter Mehrheit regierenden Nationalsozialisten. Als Karla im Februar 1934 das für eine Teilnahme an Wahlen vorgeschriebene Mindestalter von 20 Jahren erreicht, ist die NSDAP bereits Staatspartei – bei der Reichstagswahl vom 29. März 1936 erreicht sie einen Stimmenanteil von 98,8 Prozent.

Zu diesem Zeitpunkt ist Karla schon beim Kirchhatter Bäckermeister Johann Helms in Stellung. Ebenso ihr künftiger Ehemann Otto Mehrings, der dort als Geselle arbeitet. Karla und Otto heiraten im Februar 1937, sechzehn Monate vor der Geburt der gemeinsamen Tochter Lore. Otto, der inzwischen seinen Meisterbrief in der Tasche hat und sich baldmöglichst mit einem eigenen Betrieb selbstständig machen möchte, pachtet im Oktober 1938 nach kurzer Probezeit die Bäckerei von Reinhard Asseln in Hurrel, zu der auch ein Laden und eine Gaststätte gehören (heute: Hajo und Dagmar Mehrings). Noch im selben Monat ziehen auch Karla und Lore nach Hurrel.

Die folgenden Monate sind geprägt von Umbauarbeiten: Die junge Familie richtet sich im neuen Zuhause ein, parallel entsteht an Stelle der alten Diele eine eigene Wohnung für Reinhard und Adele Asseln. Karla ist derweil wieder schwanger, am 6. August 1939 kommt Sohn **Bodo** zur Welt. Dann überschlagen sich die Ereignisse: Kaum mit Bodo aus dem Krankenhaus

zurückgekehrt, muss Karla sich von Otto verabschieden – auf dem Tisch liegt ein Stellungsbefehl zur seit 1935 massiv ausgebauten Wehrmacht. Der Hintergrund für die plötzliche Einberufung wird bald klar: Am 1. September 1939 beginnt mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg.

Von einem Tag auf den anderen steht Karla mit Bäckerei, Laden, Gastwirtschaft und zwei kleinen Kindern allein. Wobei sie sich glücklicherweise auf ihr Umfeld verlassen kann: In der Backstube nimmt Reinhard Asseln trotz gesundheitlicher Probleme ganz selbstverständlich wieder jenen Posten ein, den er schon bis Herbst 1938 über Jahrzehnte innehatte, und im Laden gehen Karla neben Adele Asseln auch ihre Eltern und Schwester Anni von Husen zur Hand. In der Gastwirtschaft wiederum ruht der Betrieb von wenigen Ausnahmen abgesehen nahezu den gesamten Krieg über.

Zunächst eilt die Wehrmacht von Erfolg zu Erfolg: Dem Sieg in Polen folgen schon bald die Besetzung Dänemarks und Norwegens, die Kapitulation Frankreichs und – nach dem Überfall auf die Sowjetunion – große Geländegewinne im Osten. Je länger der Krieg dauert, desto länger wird jedoch ebenfalls die Liste der Gefallenen und Vermissten, zu denen seit August 1941 auch Karlas Bruder Fritz gehört. Gibt es in Hurrel bis Ende 1942 mit **Heinrich Wiese**, **Gustav Drieling** und Arthur Pape nur drei Kriegsoffer zu beklagen, so steigt ihre Zahl bis zur bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 auf 25. Da der Gasthof Mehrings über Hurrels einzigen öffentlichen Telefonanschluss verfügt und dort auch Telegramme eingehen, landet die Nachricht über jeden neuen Todesfall in der Regel zuerst bei Karla. Immerhin, Ottos Name taucht in diesen Mitteilungen bis zum Schluss nicht auf.

Die Ereignisse des Frühjahrs 1945 werden Karla sicher auf ewig im Gedächtnis bleiben. In Kirchhatten toben erbitterte Kämpfe zwischen den wider jede Vernunft agierenden Verteidigern und den vorrückenden kanadischen Truppen, bei denen aber niemand aus Karlas Familie zu Schaden kommt. Fast zeitgleich wird auch Hurrel von den Kanadiern eingenommen. Angesichts der zentralen Lage bezieht ein Teil der Besatzungstruppen in der Gastwirtschaft Quartier, so dass Karla mit Lore und Bodo vorübergehend auf dem elterlichen Hof in Kirchhatten Zuflucht sucht. Einige Tage nach Kriegsende macht sich Vater Heinrich zu Fuß auf den Weg nach Hurrel, um im Laden und in der Bäckerei nach dem Rechten

zu sehen. Dort kommt er zwar an, am nächsten Morgen wird er jedoch kurz vor Dingstede erschlagen aufgefunden. Die näheren Umstände seines Todes bleiben ungeklärt.

Als Karla mit den Kindern nach Hurrel zurückkehrt, ist der Dachstuhl der neben der Gaststätte stehenden Scheune ausgebrannt – dort hatten die inzwischen abgezogenen Besitzer ein später außer Kontrolle geratendes Feuer entzündet. Wohnhaus, Laden und vor allem die Backstube sind jedoch intakt. Irgendwann in den folgenden Monaten trifft auch Otto, wenngleich gesundheitlich stark angeschlagen, zu Hause ein. Der Betrieb kann also ganz allmählich wieder anlaufen. Wobei im Chaos der ersten Nachkriegsjahre an Geldverdienen kaum zu denken ist. Wie überall im Land dominieren Tauschgeschäfte: Roggen gegen Brot, Eier und Milch gegen Mehl, Zucker und andere Dinge des täglichen Bedarfs. Über allem stehen der Wille und der Zwang, irgendwie über die Runden zu kommen, bei alteingesessenen Dorfbewohnern ebenso wie bei den notdürftig einquartierten Flüchtlings aus den verlorenen Ostgebieten.

Spätestens mit der Währungsreform im Juni 1948 normalisiert sich jedoch die Lage. Außer in Bäckerei und Laden herrscht auch in der Gastwirtschaft mit jedem Jahr stärker Betrieb: Hochzeiten, Tanzveranstaltungen und nicht zuletzt das ab 1950 immer am letzten Juli-Wochenende gefeierte Schützenfest sorgen für stetig steigende Umsätze. Was Karla und Otto natürlich freut, sie aber auch manche Stunde Schlaf kostet. Denn egal, wann der letzte Gast abends das Haus verlässt – am nächsten Morgen heißt es für beide lange vor Sonnenaufgang wieder aufstehen, den Backofen anheizen und die neue Arbeitsschicht in Angriff nehmen.

Während Otto zusammen mit Bodo und dem jeweiligen Lehrling für Nachschub aus der Backstube sorgt, kümmert sich Karla um den Laden. Dort herrscht insbesondere donnerstags Hochbetrieb, denn dann liefern die umliegenden Bauern Eier an. Den ganzen Tag über sortiert Karla mit Lore eine Korbfüllung nach der anderen in große Holzkisten, immer 100 Eier pro Lage und fünf Lagen pro Kiste. Anschließend beginnt das große Rechnen: Wer hat in der vergangenen Woche für wie viel Geld Waren eingekauft, welche Summe bleibt nach Abzug dieses Betrags zu zahlen? Dass nebenbei noch die Familie mit einem warmen Mittagessen versorgt und mindestens ein Dutzend anderer keinen Aufschub duldender Dinge erledigt werden muss, versteht sich von selbst.

Als sich Otto 1955 erfolgreich für die örtliche Postagentur bewirbt, gibt es von der täglichen Briefzustellung bis hin zur monatlichen Rentenauszahlung noch mehr zu tun. Ersteres erledigt Lore mit Hilfe von Artur Sanders aus Dingstede – er wird im Oktober 1956 Karlas Schwiegersohn. Drei Monate später kommt ihr erstes Enkelkind **Uwe** zur Welt, dem im November 1960 Enkeltochter Meike folgt. Beide lernen im Gasthof Mehrings Laufen und Sprechen, wobei sie sich meist auf einer Baustelle bewegen: Nachdem Otto und Karla den bislang nur gepachteten Betrieb 1957 gekauft haben, errichtet Artur mit seinem Vater Diedrich Sanders auf dem Grundstück nebenan ein **Altenteiler-Haus** für Reinhard und Adele Asseln. Darauf folgt eine umfangreiche Modernisierung, die sich bei durchgehend weiterlaufendem Geschäft bis Anfang 1962 hinzieht. Direkt im Anschluss feiern Karla und Otto mit Verwandten, Nachbarn und Freunden im renovierten Saal Silberhochzeit.

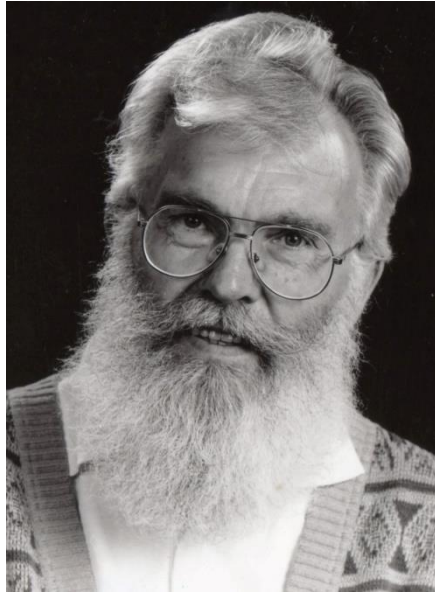
Von da bis zur nächsten Hochzeit im Familienkreis ist es nicht mehr allzu lange hin: Am 25. Februar 1964 heiratet Bodo **Ursel Dählmann** aus **Lintel**. Einige Wochen zuvor hat Lore mit Artur, Uwe und Meike ein neu errichtetes **Eigenheim** in Dingstede bezogen. Auf Kinderstimmen im Haus muss Karla dennoch nicht verzichten: Mit Hille (Dezember 1965) und Hajo (Mai 1968) kommen zwei weitere Enkel aus Bodos Ehe hinzu.

Knapp vier Wochen nach Hajos Geburt feiert Otto seinen 63. Geburtstag – was ihn angesichts nach wie vor angeschlagener Gesundheit und der Tatsache, dass Bodo bereits im Herbst 1965 die Bäcker-Meisterprüfung mit „Gut“ bestanden hat, an den Ruhestand denken lässt. Karla ist zwar erst 54, hat aber gegen eine etwas ruhigere Gangart ebenfalls nichts einzuwenden. So gönnen sich die beiden die ersten Urlaube, die sie in den **Harz** und ins **Sauerland** führen. Ein weiterer Harz-Urlaub im August 1971 endet allerdings in einer Tragödie: Otto kehrt mit lebensbedrohlichen **Darmblutungen** stark geschwächt zurück, er stirbt am 11. September 1971 im **Evangelischen Krankenhaus** in **Oldenburg**. Karla ist mit 57 Jahren Witwe.

Obwohl in Bäckerei, Laden und Gastwirtschaft inzwischen Bodo und Ursel in der ersten Reihe stehen, gibt es dort für Karla in den nächsten zweieinhalb Jahrzehnten noch immer Arbeit genug. Wer den in den 70er und 80er Jahren noch mehrfach umgestalteten Verkaufsraum betritt, wird fast immer von ihr bedient – am frühen Morgen ebenso wie am späten Nachmittag. Mit Fahrer Alfred Wübbeler organisiert sie den Außer-Haus-Verkauf, und für die Enkel Hille und Hajo ist sie bis zur Konfirmation und

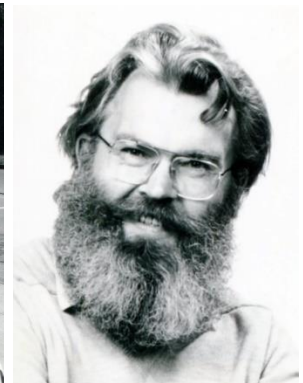
darüber hinaus erste Ansprechperson, wenn es bei den Eltern wieder einmal besonders stressig zugeht. Daneben bleibt aber auch Zeit für entspannte und gesellige Stunden, zum Beispiel im Kreise ihrer Kegelschwestern vom Club „Zur fröhlichen Runde“. Mit von der Partie sind dabei unter anderem **Ilse Heinemann**, **Gretchen Janzen**, **Anni Meyer**, **Hanna Münstermann**, **Mariechen Röben** und **Martha Wachtendorf**.

Die 80er Jahre enden für Karla mit diversen Familienfesten: Hille heiratet im Sommer 1987 Harald Jürgens aus **Wardenburg**, Hajo ein knappes Jahr später Dagmar Tönjes aus **Wüstring**. Daneben gibt es im Oktober 1988 das 50-jährige Betriebsjubiläum zu feiern und vier Monate später die Silberhochzeit von Bodo und Ursel. Zudem sieht Karla in den 90ern mit Lars, Dennis, Carina, Yvonne, René, Tobias und Marina insgesamt sieben Urenkelkinder aufwachsen. Das Ende des Jahrzehnts erlebt sie allerdings nicht mehr: Karla stirbt am 13. Juni 1999 im Alter von 85 Jahren und wird vier Tage später auf dem Friedhof der **St.-Elisabeth-Kirche** in **Hude** beerdigt.



Werner Ganteföhr

21.03.1933 – 25.11.2013



Werner Ganteföhr – Biographie

Werner Josef Ganteföhr wird am 21. März 1933 als zweites Kind von Paul und Maria Ganteföhr in Herne geboren. Er ist der um zwei Jahre jüngere Bruder von Magdalene Kroll.

Der 21. März 1933 geht als „Tag von Potsdam“ in die deutsche Geschichte ein: An diesem Tag findet zur Eröffnung des am 5. März neu gewählten Reichstags ein Staatsakt in der Potsdamer Garnisonkirche statt, an dem neben Reichskanzler Adolf Hitler und Reichspräsident Paul von Hindenburg fast 2.000 Repräsentanten des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft und der Reichswehr teilnehmen. „Der Spiegel“ sieht das Ereignis 75 Jahre später als Höhepunkt jenes „parlamentarischen Selbstmords“, durch den sich die Weimarer Republik mit Hilfe des zwei Tage später verabschiedeten Ermächtigungsgesetzes quasi selbst abschafft. Ein vor der Kirche ausgetauschter Handschlag zwischen Hitler und Hindenburg gilt bis heute – wenn auch nicht immer richtig interpretiert – als Symbol für die unheilvolle Allianz des deutschnationalen Bürgertums mit den Nationalsozialisten.

Nicht nur in Potsdam und im nahegelegenen Berlin, auch in anderen deutschen Städten herrscht nach den jahrelangen politischen und wirtschaftlichen Krisen die von Zeitzeugen jenes Tages beschriebene Hoffnung auf „etwas Neues“. In Herne hingegen dürfte sich der Jubel der Menschen in Grenzen halten: Bei der letzten wirklich freien Reichstagswahl am 6. November 1932 kam die NSDAP lediglich auf 20,2 Prozent, während 31,3 Prozent der Wähler der nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 in die Illegalität gedrängten KPD ihre Stimme gaben.

Herne ist damals eine Stadt, die im Wesentlichen vom Bergbau lebt. Auch Werners Vater ist dort tätig. Er schließt kurz nach Werners Einschulung die weiterführende Ausbildung zum Steiger ab. Als nach Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939 deutsche Truppen das seit 1922 zu Polen gehörende Kohlenrevier Kattowitz in Oberschlesien erobern, veranlassen bessere Aufstiegschancen und ein leichter Abbau der Steinkohle Paul Ganteföhr, mit seiner Frau und den beiden Kindern dorthin zu gehen. Am 1. April 1941 ist sein Dienstbeginn. Doch bereits 1944 rückt die russische Front immer näher und entwickelt sich zu einer akuten Bedrohung.

Am 17. Januar 1945 flüchtet Werner – damals 11 Jahre alt – zusammen mit einigen Lehrern und Klassenkameraden in den Westen, zunächst in Richtung Frankfurt/Oder. Dazu heißt es in seiner Lebensgeschichte, die er später für seine Kinder Sabine und Martin geschrieben hat: „Nur wenige Tage waren uns dort gegönnt. Die Front schob sich immer weiter nach

Westen – unaufhörlich und mit rasantem Tempo, schon am 30. Januar erreichte die Rote Armee die Oder zwischen Frankfurt und Küstrin. Nur drei Tage vorher waren wir aufgebrochen, um per Zug über Guben, Cottbus und Hoyerswerda Dresden zu erreichen. Trotz der nahenden Fronten vom Osten sowie vom Westen wurde sogar in Dresden noch ein Ausflug unternommen, um die Stadt und deren unvergleichliche Schönheit kennenzulernen. Die Kinder erlebten unter anderem noch eine Vorstellung im festen Bau des Zirkus Sarrasani. Eine Ahnung, wie ernst es war, gab uns jedoch die Abwesenheit der älteren Mitschüler. Die Ältesten hatte man bereits zum Militär geholt, jetzt wurden die 15- bis 16-Jährigen zum Werwolf geschickt. Die Unbarmherzigkeit des Krieges wurde uns aber vor allem durch die Bombardierungen von Dresden in aller Grausamkeit vor Augen geführt. Dresden kannte bis dahin keinen Bombenkrieg. Die Stadt war völlig unvorbereitet, als am 13. und 14. Februar britische Geschwader ohne nennenswerte deutsche Luftabwehr in mehreren Intervallen über die ganze Stadt einen Bombenteppich legten. Schutzlos gegen diesen Feuersturm waren die Stadtbewohner und der seit Wochen die Stadt überschwemmende Flüchtlingsstrom. Napalm-Bomben verwandelten die wunderbare Altstadt, als Elbflorenz gepriesen, in ein Flammenmeer. Wir Jungen konnten vom Garten aus in Klotzsche das Inferno mit Entsetzen verfolgen. Blutrot war der ganze Himmel von den Flammen, dazu das Getöse der Detonationen, fürchterlich. Mit einem Lehrer zusammen gingen wir Jungen am nächsten Morgen zum Dresdener Hauptbahnhof durch Schutt, Asche, Rauch und Tod, um den Flüchtlingen und Obdachlosen Hilfe zu geben. Irgendwie sind wir bei unserer ziellosen Flucht, auf der vergeblichen Suche nach einem sicheren Fleckchen Erde, nach Aussig geraten. Hier hat uns die russische Front erreicht, mit einer Zangenbewegung eingeschlossen, gefangen in einem Kessel. Überall verstreut lagen ausgebrannte Fahrzeuge, Panzer standen verlassen am Wegesrand, die Straßen waren zerrissen von schwerem Gerät, die Felder zerwühlt, die Häuser zerstört. Tote Menschen, Soldaten, Zivilisten, überall – Grauen und Aussichtslosigkeit ringsum. Wir hatten Angst, entsetzliche Angst. Es war der Abend des 6. Mai. Wie ist es möglich, dass selbst in diesem Chaos sich Nachrichten verbreiten wie ein Lauffeuer? In der Nacht, wir hatten zusammengekauert gehockt in einem Ruinenwinkel gelähmt von hilfloser Angst, auf einmal Jubelschreie, Gewehrschüsse als Salut. Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands um 2.41 Uhr wurde geflüstert und gerufen, betrauert und bejubelt, beweint und belacht.“

Nach der Kapitulation schlägt sich Werner bis nach Herne durch, erfährt aber dort von Verwandten, dass sich Mutter und Schwester in Thüringen aufhalten – in Steinfeld, wo seine Mutter geboren ist. Also macht er sich wieder allein zurück auf den Weg in den Osten und erreicht mit Hilfe eines Bauern, der Land zu beiden Seiten der Grenze bewirtschaftet, unter Stroh

auf dem Anhänger seines Treckers versteckt Steinfeld. Nun fliehen alle drei wieder zurück. Die russischen Grenzsoldaten, denen sie ausgeliefert sind, werden mit selbstgebranntem Schnaps und einer Armbanduhr zufriedengestellt.

Erst im Oktober 1945 ist die Familie wieder in Herne vereint. Der Vater ist in amerikanischer Gefangenschaft gewesen, wird aber bald wieder entlassen, da jeder Mann dringend im Bergbau benötigt wird. Auch Werner geht in den Bergbau. Im April 1947 beginnt für ihn die Ausbildung zum Berglehrling. Das entspricht zwar nicht seinen Neigungen, aber es gibt für ihn ein unschlagbares Argument: das Essen! Vor der Schicht gibt es zwei Schnitten Brot und nach der Schicht eine warme Mahlzeit.

Doch kommt er hier seinem Wunsch zur Malerei überraschenderweise ein Stück näher. Martin Felderhoff, ein Laborant auf der Zeche, fühlt sich zur Kunst berufen und hat den Stall eines Zechenhauses zu einem Atelier umgebaut. Bei ihm erhält Werner Unterricht. Die Tochter seines Förderers studiert Bildhauerei an der **Folkwangschule Essen**, dadurch erfährt Werner von den Möglichkeiten eines Kunststudiums. Der Gedanke daran lässt ihn nicht mehr los. Anfang 1953 reicht er eine Bewerbungsmappe ein und studiert ab April 1953 vier Jahre lang **Gebrauchsgraphik**.

Seine erste Anstellung erhält Werner bei der **Neuen Ruhr Zeitung** in Essen. Zum 1. April 1959 wechselt er zur Bergbaumaschinenfabrik Beien in Herne, seiner Geburtsstadt. Das damals durch die Fertigung von Druckluftmotoren und Fördermaschinen für den Bergbau bekannte Unternehmen hatte einen Graphiker gesucht. Nur wenige Monate später, im August 1959, heiratet er Helma Kempf, die er während seiner Studienzeit in **Essen-Werden** kennengelernt hatte. Mit Stolz und Freude erleben beide im Dezember 1960 die Geburt ihres ersten Kindes Sabine und im Mai 1969 die Geburt des Sohnes Martin.

1962 erlebt der Bergbau seine erste Krise nach dem Krieg, wovon auch Beien betroffen ist. Werner orientiert sich neu und erhält in der ostwestfälischen Vertriebenen-Stadt **Espelkamp** eine Stelle bei der Firma Robert Krause KG, die Ringbuchmechaniken und Möbelbeschläge fertigt. Dort wird er kurz darauf Leiter der Werbeabteilung.

In Espelkamp lernt Werner 1964 **Paul Gauselmann** kennen. Der damalige Entwicklungsleiter des vor Ort ansässigen, in der Automatenherstellung tätigen Unternehmens **Harting** importiert nebenberuflich gebrauchte **Musikboxen** aus den USA, verpasst ihnen ein neues Äußeres und stellt sie in Vertrags-Gaststätten auf. Dieses Äußere zu gestalten ist Werners erster freiberuflicher Auftrag.

Als sich Gauselmann 1965 selbständig macht, ist Werner von Beginn an als freiberuflicher Mitarbeiter dabei. Anlässlich Gauselmanns 1976 vollzogenem **Einstieg in das Geschäft mit Münzspielautomaten** kreiert er das Firmenlogo der **lachenden Merkur-Sonne** – ein Markenzeichen, das lange Zeit als „Deutschlands beliebtestes Glückssymbol“ vermarktet wird.

Selbst als Werner im Alter von 64 Jahren in den Ruhestand tritt, bleibt er Paul Gauselmann weiter eng verbunden. Zusätzlich geht er jedoch immer auch seiner eigenen künstlerischen Arbeit in Grafik und Malerei nach mit zahlreichen Einzelausstellungen und Ausstellungs-Beteiligungen im In- und Ausland. Besonders zu erwähnen sind darüber hinaus seine Kalenderarbeiten: Er hat seit 1973 mehr als 50 Exemplare mit einer Auflage von über 350.000 Exemplaren herausgegeben.

In der Ehe stellen sich derweil unüberwindliche Schwierigkeiten ein. Zermürbende Auseinandersetzungen führen 1976 zur Trennung der Familie. Um Werner in seiner trostlosen Einsamkeit ein wenig Ablenkung zu verschaffen, überredet ihn ein Freund zu einer Reise nach **Sri Lanka**. Werner hatte die Biographie **Als Maler durch Indien** von **Oswald Malura** gelesen, der über seinen Aufenthalt in Indien und dem damaligen **Ceylon** schrieb. Werner war fasziniert davon und hatte den stillen Traum, dort einmal sein zu wollen.

Auf der Reise lernt Werner Birgit Hoffmann aus **Bremen** kennen. Sie heiraten im Oktober 1978. Weil sich beide wünschen, auf dem Lande zu leben, kaufen sie nach intensiver Suche in Hurrel einen 1521 erstmals urkundlich erwähnten und bis 1945 von der **Familie Rüdebusch** bewirtschafteten **Resthof**. Am 1. Mai 1979 ziehen sie ein und arbeiten kontinuierlich daran, aus dem nach langer Pachtzeit doch recht heruntergekommenen Gebäude ein Schmuckstück ländlicher Architektur zu machen. 2001 werden die Hofanlage und das Wirtschaftsgebäude unter Denkmalschutz gestellt. 2012 wird dieser Status durch eine spezielle **Denkmalschutz-Plakette**, die es bisher in Niedersachsen nicht gab, sichtbar gemacht.

Im Oldenburger Land fühlt sich Werner rasch heimisch. Hier findet er die Motive für seine mit viel Liebe zum Detail geschaffenen Landschafts-Darstellungen. Wiesen, Wälder, Moore, Seen, die gewaltigen Eichen des **Hasbruch**, weite Durchblicke und dörfliche Szenen hält er in zahlreichen Ölbildern, Aquarellen, Zeichnungen und Radierungen fest.

Von Beginn an beteiligt sich Werner intensiv am vielfältigen kulturellen Leben in **Hude**. Er gestaltet durch Kataloge und Plakate die „Kulturtag ‘80 Hude“, den Wettbewerb „Der Baum“, den **Huder Bürgerbrief** und das Huder Künstler-Verzeichnis „Alte Meister – Junge Kunst“. Er entwickelt

einen Werbeprospekt für Hude, prägt das Logo „Hude zum Malen schön“ und ist auch maßgeblich an zahlreichen Jubiläumsveranstaltungen beteiligt: 750 und 777 Jahre Hude, 100 Jahre Volksbank, 125 Jahre Huder Bahnhof.

Bis zu seinem Tod bleibt Werner künstlerisch aktiv. Er stirbt am 25. November 2013 und wird acht Tage später auf dem Friedhof der St.-Elisabeth-Kirche in Hude beigesetzt. Im Mai 2016 würdigt die Gemeinde seine vielfältigen Verdienste, indem sie den neugestalteten Dorfmittelpunkt in Hurrel in „Werner-Ganteföhr-Platz“ umbenennt und zusätzlich eine Stele mit Informationen zu seinem Leben und Arbeiten errichtet.

Hurrel – die andere (dunkle) Seite

„Ich bin ein Mensch. Nichts Menschliches ist mir fremd.“

Publius Terentius Afer (195 – 159 vor Christus)

Wer als Außenstehender einen Blick auf die Hurreler Gedächtnis-Seite wirft, kann schnell den Eindruck einer dörflichen Idylle bekommen. Die Hurreler sind ohne Fehl und Tadel. Ihnen ist zwar im Lauf der Jahrhunderte viel Unheil widerfahren, aber alles Böse kam stets von außen und wurde von Dritten hervorgerufen.

Dieser Eindruck täuscht. In Hurrel lebten und leben keine Heiligen. In der nun bald 600-jährigen Geschichte des Dorfes haben sich zwischen einzelnen Bewohnern so manche Ereignisse abgespielt, die nicht recht zum vielstrapazierten Bild einer heilen Welt passen wollen. Einiges davon ließe sich benennen und zuordnen, beispielsweise der doch recht unterschiedliche Umgang auf den Höfen mit Zwangsarbeitern und Kriegsflüchtlings in den Jahren 1939 bis 1950.

Immerhin: Die von **Walter Janßen-Holldiek** im Vorwort seiner 1994 erschienenen **Dorf-Chronik** getroffene Feststellung, in Hurrel habe es zwischen 1933 und 1945 und in den Jahren davor weder **Nazi**-Größen noch fanatische Anhänger der **NSDAP** gegeben, dürfte weitgehend den Tatsachen entsprechen. Dass zahlreiche Hurreler dem Menschenfänger **Adolf Hitler** auf den Leim gegangen sind und die Nationalsozialisten bei der letzten halbwegs freien **Reichstagswahl am 5. März 1933** mit ihrer Stimme unterstützt haben, steht gleichwohl außer Frage.

Andere, manchem Dorfbewohner nicht unbedingt zur Ehre gereichende Geschehnisse wiederum liegen schon so lange zurück, dass niemand mehr aus eigener Erfahrung Zeugnis über den genauen Hergang ablegen könnte. Etwa darüber, dass mit einiger Sicherheit auch in Hurrel bis ins 20.

Jahrhundert hinein Mägde von Männern aus ihrem persönlichen Umfeld bedrängt und bei einer späteren Schwangerschaft ihrem Schicksal überlassen worden sind. Die Strukturen in der dörflichen Landwirtschaft waren lange Zeit mindestens so patriarchal wie im heutigen Hollywood. Mit dem Unterschied, dass an eine öffentliche Me-Too-Debatte nicht zu denken war.

Was geschah in so einem Fall mit Magd und Kind? Immerhin war der Einfluss eines Pfarrers in seinem Kirchspiel damals noch so groß, dass manche dieser Beziehungen schließlich doch vor dem Traualtar landeten – was in jenen Konstellationen, in denen sich nicht der meist bereits verheiratete Dienstherr, sondern ein anderes Mitglied der Familie oder des Hausstandes als werdender Vater zu erkennen geben musste, sogar die Regel gewesen sein dürfte. Man(n) wusste dann plötzlich doch wieder, was sich gehört.

Abtreibung? Natürlich streng verboten und vermutlich dennoch auf den abenteuerlichsten Wegen, die man sich im Detail gar nicht vorstellen will, praktiziert. Mitunter so erfolgreich, dass die werdende Mutter – sofern sie die Prozedur überlebte – an eventuelle künftige Schwangerschaften keinen Gedanken mehr zu verschwenden brauchte.

Hatte letztlich alles nichts geholfen und das Kirchenbuch den zur Welt gebrachten Nachwuchs offiziell als unehelich dokumentiert, kam es ganz entscheidend darauf an, wie die Familie der Mutter mit dieser meist als Schande empfundenen Situation umging. Was aber in Hurrel in einigen Fällen nachweislich gut funktioniert hat. Besser vielleicht sogar als in nahegelegenen Großstädten wie Bremen oder Hamburg, wo – auch da darf man sich nichts vormachen – das Problem „Herr des Hauses bedrängt Dienstmädchen und nun ist das junge Ding ganz plötzlich schwanger“ über Jahrhunderte hinweg mindestens ebenso häufig aufgetreten ist wie auf dem platten Land.

Doch bleiben wir noch ein bisschen bei den eher typisch ländlichen Auswüchsen menschlicher Abgründe. Generationskonflikten etwa. Alter Bauer kann nicht loslassen, redet seinem allmählich selbst schon in die Jahre kommenden Nachfolger in jedes noch so kleine Detail hinein. In vergangenen Zeiten die Regel? Keineswegs. Aber bis heute etwas, das die Stimmung auf einem Hof nachhaltig vergiften kann.

Es geht jedoch auch genau anders herum. Der Hof ist übergeben, das sein Leben lang hart arbeitende Bauernpaar – oder der überlebende Teil davon – freut sich auf den verdienten Ruhestand. Und wird nach der Übergabe von der Familie des Erben an der kurzen Leine gehalten. Demut vor dem Alter, Dankbarkeit gar? Pustekuchen, der Platz auf dem Friedhof wartet schon. Hoffentlich nicht mehr allzu lange, Kost und Logis kosten schließlich.

Harte Worte, gewiss, und noch einmal: Ganz bestimmt nicht die Regel, in Hurrel ebenso wenig wie anderswo. Aber eben doch etwas, von dem jeder, der auf dem Land lebt oder dort groß geworden ist, schon einmal irgendwann irgendwie gehört hat. Und sei es nur hinter vorgehaltener Hand und über drei Ecken.

Dann gibt es noch den Klassiker von der bösen Schwiegermutter, die der Frau ihres Sohnes vom Tag des Einzugs an das Leben zur Hölle macht. Die Reaktion der dazugehörigen Männer darauf kann eine solche Konstellation entschärfen, sie kann aber auch zusätzlich Öl ins Feuer gießen. Ein weites Feld.

Wer bekommt am Ende überhaupt den Hof? So klar die Antwort mit dem Verweis auf das in der Gemeinde Hude geltende Jüngstenrecht zunächst auch ist, so schwer fällt es den Beteiligten mitunter, sich mit den daraus ergebenden Realitäten zu arrangieren. Lebenslange Feindschaft unter Geschwistern muss nicht die zwangsläufige Folge sein, kann es aber – bis in die heutige Zeit. Und geht es nicht um den Hof, dann ums liebe Geld und manchmal auch schlicht ums Prinzip. Erbstreitigkeiten folgen selten logischen Regeln, das lernen angehende Anwälte schon im Grundstudium.

Nicht nur das Leben innerhalb der Familie birgt Konfliktpotenzial. Auch manche Konstellation in der unmittelbaren Nachbarschaft hat das Zeug zum Minenfeld. Mit ganz ähnlichen Grundregeln, die Logik betreffend. Je länger ein Streit unter Nachbarn andauert, desto schwieriger wird es, die Fragen nach den tieferen Ursachen und dem eigentlich Schuldigen zu beantworten.

Welcher Hurreler hat im gesellschaftlichen Miteinander Schuld auf sich geladen? Wer war ein guter und geachteter Mensch, wer eher das Gegenteil davon? In manchen Fällen fällt die Antwort leicht, in vielen anderen nicht. So

mag eine Person in den Augen der eigenen Familie ein Tyrann gewesen sein, während Nachbarn und Freunde sie bis heute als rundum liebenswert beschreiben. Oder umgekehrt. Es gibt neben Schwarz und Weiß unendlich viele Grautöne, die letztlich das Wesen eines Menschen ausmachen. Eine Erkenntnis, die zum Beispiel auch davor bewahren sollte, in einem Alkoholiker automatisch eine gescheiterte Existenz zu sehen und in jeder regelmäßigen Kirchgängerin ein Vorbild.

Die oft unterschiedliche Wahrnehmung ist vermutlich einer der Gründe, warum Trauerreden seit jeher ganz eigenen Gesetzen gehorchen. Der wichtigste Grundsatz dabei geht zurück auf den griechischen Gelehrten **Chilon von Sparta** und lautet sinngemäß: **Rede über Tote nichts Schlechtes**. Was allein schon deshalb sinnvoll erscheint, weil Tote sich gegen üble Nachrede nicht wehren können.

Selbstverständlich beherzigen sämtliche auf der Hurreler Gedächtnis-Seite veröffentlichten Biographien diesen Grundsatz. Ob ein 1769, 1858 oder 1912 verstorbener Dorfbewohner in den Augen seiner Zeitgenossen Lichtgestalt, verschrobener Kauz oder doch eher Stinkstiefel war, lässt sich in den meisten Fällen mangels Überlieferung ohnehin nicht mehr feststellen. Und auch wenn dies bei einem Menschen, der bis 1956, 1979 oder 2007 gelebt hat, anders sein mag – darüber ein Urteil abzugeben, steht aufgrund des fehlenden **öffentlichen Interesses** allenfalls den direkten Hinterbliebenen zu. Sollte allerdings davon losgelöst die eine oder andere Biographie Anlass zu Diskussionen über eine entsprechende Einordnung geben: Es wäre bei allem aufrichtigen Respekt der jeweiligen Person gegenüber ein Nebeneffekt, der durchaus erwünscht ist.

Medien-Echo

Niemand soll (mehr) vergessen sein

ERINNERUNG Wie ein Mann aus Hurrel alle Toten seines Dorfes ins Gedächtnis zurückholen will

Jeder Mensch hat das Recht, dass man sich an ihn erinnert, findet Egon Wachtendorf. Und er hat auch eine Idee, wie das funktionieren kann ...

VON KARSTEN KROGMANN

HURREL - Einer von 41, der Name eingekratzt in Stein: *Hnr. Pape*, geboren am 20. September 1894, gestorben am 24. Oktober 1916.

Und dann stehen sie da 70 oder 80 Jahre später vor dem Stein, so wie in jedem Jahr: Die Männer tragen dunkle Anzüge, der Schützenverein hat einen Kranz mitgebracht, die Musikkapelle spielt, Volkstrauertag. Und da steht auch ein junger Mann, er liest die 41 Namen auf dem Gedenkstein und fragt sich: Wer weiß denn heute noch, wer Heinrich Pape war?

„Jeder Mensch lebt zweimal: das erste Mal in der Wirklichkeit, das zweite Mal in der Erinnerung“, so lautet ein berühmter Satz des französischen Schriftstellers Honoré de Balzac. Aber was ist mit den Menschen, an die sich niemand mehr erinnert? Weil niemand mehr lebt, der sie noch gekannt hat?



Straßenszene 1: Egon Wachtendorf, Journalist und Heimatforscher aus Hurrel

BILD: KARSTEN KROGMANN

Im Netz verewigt

Ein umgebautes Bauernhaus in Hurrel, Gemeinde Hude im Landkreis Oldenburg, Baujahr 1923. In der Küche brennt der Ofen, davor sitzt Egon Wachtendorf, 52 Jahre alt, aufgewachsen in Hurrel, wohnhaft in Hurrel. Hurreler Stammbaum bis 1521. Die Fragen, die er sich als junger Mann beim Volkstrauertag stellte, haben ihn nie wieder losgelassen: Hat nicht jeder Mensch das Recht, nicht vergessen zu werden nach seinem Tod? Wie kann man sicherstellen, dass man sich an ihn erinnern wird?

Und Wachtendorf hatte eine Idee: Das Internet! Das Internet vergisst nicht, so heißt es doch immer. Hurrel, sein Dorf, muss eine Gedächtnisseite bekommen. Jeder Mensch, der je in Hurrel gelebt hat, soll dort verewigt sein: auf www.hurreler.com.

Schweers, Frieda, geboren am 29. April 1908 in Hurrel, gestorben am 2. Februar 1911.
Wilkins, Friedrich, geboren am 24. April 1889, gestorben am 3. Februar 1978.

Birch, Grete, geboren am 11. April 1920, gestorben am 11. März 1991.

Und natürlich: *Pape, Heinrich*, geboren am 20. September 1894, gestorben am 24. Oktober 1916.

Wer waren diese Menschen, was haben sie gemacht in Hurrel und auf der Welt? Hurrel, erste schriftliche Erwähnung 1428, ist ein kleines Dorf. Vielleicht 275 Menschen leben hier; die Einwohnerzahl ist in den vergangenen Jahrzehnten recht konstant geblieben.

Aber wie viele Einwohner macht das über die Jahrhunderte, gerechnet seit 1428?

Die Rechnung ist kompliziert, man muss berücksichtigen, dass es 1428 auf Hurreler Gebiet nur vier Hofstellen gab und eine zweistellige Einwohnerzahl. Dass Hurrel nach dem Zweiten Weltkrieg aber vorübergehend auf über 500 Einwohner wuchs, wegen der Flüchtlinge. Dass sich die Le-

benservantung der Hurreler über die Jahrhunderte veränderte, dass 41 Hurreler in den beiden Weltkriegen fielen.

Das müssen locker mehr als 2000 sein“, schätzt Wachtendorf die Gesamtzahl aller Hurreler, „vermutlich viel mehr.“ Er hat eine Namensliste erstellt, sie ist natürlich noch unvollständig. Zurzeit stehen darauf 1200 Namen.

Also erst einmal anfangen. *Barkemeyer, Karl*, geboren am 20. Oktober 1912, gestorben am 25. November 1989.

Karl Barkemeyer ist Wachtendorfs Großonkel, ein Zwillingssohn. Ein Zwilling stirbt im Mutterleib, nur Karl überlebt, er kommt behindert zur Welt. Er verbringt sein Leben sitzend, am liebsten auf dem alten Lehnstuhl in der Küche.

Wachtendorf lächelt. „Es ist mir ein Bedürfnis, daran zu erinnern, dass er da war.“

Er bastelt eine Demo-Seite. Er beschreibt Karls Leben und Karls Verwandtschaftsverhältnisse, er scannt Fotos von Karl ein, er stellt seine persönlichen Erinnerungen daneben: Karls herzhaftes Lachen, das die Küche erfüllt; Karls Hand, die am Ohrflüppchen spielt; Karls Frisur, die der fünfjährige Egon einmal dem wehrlosen Onkel verpasste; das an-

schließende Donnerwetter.

Wachtendorf ist Journalist, Fachgebiet Wirtschaft, ausgezeichnet mit dem Helmut-Schmidt-Journalistenpreis. Er weiß, wie man recherchiert. Seine Grundlage ist das Buch „Hurrel, ein Dorf am Gestrand“ des Dorfschullehrers Walter Janßen-Holtdiek. Aber Wachtendorf will mehr als Namen und Geburtstage, er will Biografien. Er forscht in Kirchenbüchern, er stöbert im digitalen *NWZ*-Archiv nach Familienanzeigen, er durchsucht Auswandererlisten.

Ein Leben für die Toten

Vor allem aber spricht er mit Hurrelern. Als die Demo-Seite mit Karl Barkemeyer fertig ist, geht Wachtendorf zu seinem Nachbarn. Der Nachbar, Jahrgang 1931, erzählt ausgiebig von seiner Mutter und von seinem Vater. Nun hat Wachtendorf drei Biografien.

Bald sind es 50. Die Seite www.hurreler.com geht online, und plötzlich haben die Toten wieder ein Leben. *Frieda Schweers*: Sie ist das

vierte Kind von Hermann Hinrich und Gesine Schweers. Die Eltern sind traurig: Friedrichs Bruder Johann ist noch nicht lange tot, er starb kurz nach seinem ersten Geburtstag. So viele Kinder sterben damals früh! Aber Frieda übersteht ihr erstes Jahr, ebenso ihr zweites. Im Winter 1910/11, Erkältungszeit, erkrankt sie plötzlich, Lungenentzündung. Keiner kann ihr helfen. Frieda stirbt am 2. Februar 1911, sie ist noch nicht einmal drei.

Friedrich Wilkins: Er ist der Onkel der kleinen Frieda Schweers. Nach der Volksschule jeden Morgen ein Lied aus dem Gesangbuch, danach Gebet, einmal die Woche Bibelstunde) arbeitet er als Knecht. Soll das seine Zukunft sein? Am 2. September 1911 schiffte er sich in Bremerhaven auf dem Passagirdampfer „George Washington“ ein und fährt nach Amerika. Er wird Farmer, bald bewirtschaftet er sein eigenes Land. Wilkins stirbt 1978 mit 88 Jahren. Hurrel hat er nie wiedergesehen.

Grete Birch: Sie wird in Pommern geboren und wächst in Ostpreußen auf. Als die Front näher rückt, unternimmt die Familie einen Fluchtversuch. Vergeblich, die russische Armee ist schneller. Es geht zurück auf den elterlichen Hof. Unter den sowjetischen Besatzern sind Schikane, Plünderung, Misshandlung an der Tagesordnung. 1947 beansprucht schließlich ein Pole den Hof, die Familie muss gehen. In Hurrel findet Grete Birch ein Zuhause, dort bleibt sie, bis sie 1969 zu ihrem Sohn Manfred zieht.

Manchmal ist ein Leben zu kurz für eine ausführliche Biografie, manchmal ist die Faktenlage knapp. Der Recherche

sind Grenzen gesetzt. „Ich kann nicht jedes Detail überprüfen“, sagt Egon Wachtendorf. Aber das Internet bewahrt nicht nur, es ist auch beweglich: Die Biografien können jederzeit erweitert werden, um Fakten, Fotos, Familiäres. Jeder kann helfen“, sagt Egon Wachtendorf. „Jeder, der möchte.“

Grete's Sohn Manfred Birch, der spätere Bürgermeister von Gilhorn, mochte. Seitenlang erzählt er von seiner Mutter, erklärt die Fluchttroute, erinnert sich an die Baracke in Hurrel mit den Matratzen aus Kartoffelsäcken und dem Rau-reiß an den Holzwänden.

100 Biografien

Was für eine Idee: eine Wikipedia aller Hurreler, eine Wikipedia aller Menschen. Wachtendorf will kein Geld mit seiner Gedächtnisseite verdienen, er erhebt auch keinen Anspruch auf Urheberrecht. Er fände es toll, wenn es überall Gedächtnisseiten gäbe: für Dörfer, Firmen, Vereine.

Er weiß, dass seine Seite womöglich niemals vollständig wird, dass seine Arbeit niemals aufhören wird. Seine Kinder sind groß, immer häufiger steigt er abends nach dem Journalistenjob für einen Hamburger Verlag die Stahlstufen hoch zu seinem Arbeitszimmer unterm Dach. „Ich bin nicht so der Garten-Typ“, sagt er und lacht. Er hat ein anderes Hobby: erinnern.

Er hat jetzt die 100. Biografie online gestellt. *Heinrich Pape*: Er ist noch ein Kind, als zuerst seine Mutter stirbt, dann seine kleine Schwester und sein kleiner Bruder. Der Vater heiratet erneut, das Paar bekommt ebenfalls Kinder, im Haus wird es zu eng. Heinrich ist kaum 14, als er auf einem Bauernhof in Stellung geht. Doch bald bricht der Erste Weltkrieg aus, Heinrich zieht als Musketier an die Westfront. Er stirbt, gerade 22 Jahre alt, in englischer Kriegsgefangenschaft.

Hnr. Pape, ein Name von 41 auf einem Gedenkstein, ist seit 100 Jahren tot. Vergessen ist er nicht (mehr).

→ www.hurreler.com



Sie lebten einst in Hurrel: Friedrich Wilkins, Grete Birch, Karl Barkemeyer

BILDER: ARCHIV WACHTENDORF



Straßenszene II: alte Hurreler Postkarte

BILD: ARCHIV WACHTENDORF

Artikel Nordwest-Zeitung vom 29. Oktober 2016 (zum Vergrößern bitte den Zoom in der Kopfleiste auf 200 Prozent stellen oder auf den Beitrag klicken)

Weitere Beiträge siehe <http://hurreler-gedaechtnisseite.de/medien-echo/>

Impressum

Herausgeber und Verantwortlicher

Egon Wachtendorf, Hurreler Straße 46, 27798 Hude (ewachtendorf@t-online.de)

1. Haftungsausschluss

Der Autor übernimmt keinerlei Gewähr für die Aktualität, Korrektheit, Vollständigkeit oder Qualität der bereitgestellten Informationen. Haftungsansprüche gegen den Autor, welche sich auf Schäden materieller oder ideeller Art beziehen, die durch die Nutzung oder Nichtnutzung der dargebotenen Informationen beziehungsweise durch die Nutzung fehlerhafter und unvollständiger Informationen verursacht wurden, sind grundsätzlich ausgeschlossen, sofern seitens des Autors kein nachweislich vorsätzliches oder grob fahrlässiges Verschulden vorliegt.

2. Verweise und Links

Bei direkten oder indirekten Verweisen auf fremde Internetseiten („Links“), die außerhalb des Verantwortungsbereiches des Autors liegen, würde eine Haftungsverpflichtung ausschließlich in dem Fall in Kraft treten, in dem der Autor von den Inhalten Kenntnis hat und es ihm technisch möglich und zumutbar wäre, die Nutzung im Falle rechtswidriger Inhalte zu verhindern. Der Autor erklärt hiermit ausdrücklich, dass zum Zeitpunkt der Linksetzung keine illegalen Inhalte auf den zu verlinkenden Seiten erkennbar waren. Auf die aktuelle und zukünftige Gestaltung, die Inhalte oder die Urheberschaft der gelinkten / verknüpften Seiten hat der Autor keinerlei Einfluss. Deshalb distanziert er sich hiermit ausdrücklich von allen Inhalten aller gelinkten /verknüpften Seiten, die nach der Linksetzung verändert wurden. Diese Feststellung gilt für alle innerhalb des eigenen Internetangebotes gesetzten Links und Verweise sowie für Fremdeinträge in vom Autor eingerichteten Gästebüchern, Diskussionsforen und Mailinglisten. Für illegale, fehlerhafte oder unvollständige Inhalte und insbesondere für Schäden, die aus der Nutzung oder Nichtnutzung solcherart dargebotener Informationen entstehen, haftet allein der Anbieter der Seite, auf welche verwiesen wurde, nicht derjenige, der über Links auf die jeweilige Veröffentlichung lediglich verweist.

3. Urheber- und Kennzeichenrecht

Der Autor ist bestrebt, in allen Publikationen die Urheberrechte der verwendeten Grafiken, Tondokumente, Videosequenzen und Texte zu beachten, von ihm selbst erstellte Grafiken, Tondokumente, Videosequenzen und Texte zu nutzen oder auf lizenzfreie Grafiken, Tondokumente, Videosequenzen und Texte zurückzugreifen. Alle innerhalb des Internetangebotes genannten und gegebenenfalls durch Dritte geschützten Marken- und Warenzeichen unterliegen uneingeschränkt den Bestimmungen des jeweils gültigen Kennzeichenrechts und den Besitzrechten der jeweiligen eingetragenen Eigentümer. Allein aufgrund der bloßen Nennung ist nicht der Schluss zu ziehen, dass Markenzeichen nicht durch Rechte Dritter geschützt sind! Das Copyright für veröffentlichte, vom Autor selbst erstellte Objekte bleibt allein beim Autor der Seiten. Eine Vervielfältigung oder Verwendung solcher Grafiken, Tondokumente, Videosequenzen und Texte in anderen elektronischen oder gedruckten Publikationen ist ohne ausdrückliche Zustimmung des Autors nicht gestattet.

4. Rechtswirksamkeit dieses Haftungsausschlusses

Dieser Haftungsausschluss ist als Teil des Internetangebotes zu betrachten, von dem aus auf diese Seite verwiesen wurde. Sofern Teile oder einzelne Formulierungen dieses Textes der geltenden Rechtslage nicht, nicht mehr oder nicht vollständig entsprechen sollten, bleiben die übrigen Teile des Dokumentes in ihrem Inhalt und ihrer Gültigkeit davon unberührt.

5. Paragraph 22 KUG

Für alle auf dieser Webseite veröffentlichten Fotografien sind die Anforderungen des [Paragrafen 22 des Gesetzes betreffend des Urheberrechts an Werken der bildenden Künste und der Photographie](#) – kurz KUG – eingehalten. Das bedeutet: Sämtliche Bildnisse werden nur mit Einwilligung des Abgebildeten verbreitet oder öffentlich zur Schau gestellt. Bei Personen, die nicht mindestens zehn Jahre vor Veröffentlichung verstorben sind, wurde die Einwilligung der Angehörigen des Abgebildeten eingeholt.